

**Graf Lorenz.**



**Erster Band.**

395,1

# Graf Lorenz.

Roman

von

Ursula Böge von Manteuffel.

Erster Band.

73163.

Alle Rechte vorbehalten.

Bibliotheca  
UNIVERSITÄTIS  
MUSEI  
Jurievensis.  
BORFA



Berlin 1884.

Verlag von Otto Janke.

## Erstes Kapitel.

---

**N**ie sollen wir beginnen? — Die Sache hat ihre Schwierigkeiten, denn es ist stockfinster. Was ließe sich da sagen?

Doch wenn das Auge den Dienst versagt, so hilft uns das Ohr vielleicht weiter und leitet zum Schluß, daß wir uns in einer menschlichen Wohnung befinden müssen, denn dies Trommeln und Klatschen kann nur durch den Kontakt von Regentropfen und Fensterglas entstehen.

Aus weiter Ferne, allmählig anschwellend scheint sich dröhnend, rauschend und gurgelnd eine feindliche Naturgewalt heranzuwälzen — ob es unter der Erde rollt wie die schreckvollen Vorboten einer Eruption, ob es das Nahen eines gefahrbringenden Wolkenheeres ist, kann nicht unterschieden werden, —

aber hat sich das Ohr erst an dies Brausen gewöhnt, siehe! — so vernimmt es in nächster Nähe die Athemzüge eines Schlafenden.

Da! — Ein mattblau flammender Schein erleuchtet plötzlich drei Fensterscheiben, erfüllt ein geräumiges Zimmer und — erlischt. Gedämpftes Donnerrollen folgt dem Blitz und im nächsten Augenblick steht das Zimmer schon wieder in gespensterhafter Beleuchtung. Aufgeschlossene Reisekoffer, umherliegende Handspiegel, Flacons, Waffen und stählerne Toilettebüchsen blitzen auf und verschwinden.

Wie eine Flintensalve knattert der Regen an die Fensterscheiben, über den Himmel aber zuckt und flammt es jetzt unaufhörlich, wie Nordlichtschein und der Kanonendonner einer fernen Schlacht scheint die Luft zu erfüllen. Der Schläfer erwachte.

Augenscheinlich in übelster Laune, denn er kratzte mit den feuchtgewordenen Streichhölzchen desperat an der Dose.

„Schauderhafte Ueberraschung das!“ murmelte er, „geradezu rücksichtslos! — Joseph!“ —

Eine Thür öffnete sich und der nächste Blitz

zeigte in derselben die Gestalt eines Mannes in dienstlicher Haltung, aber mangelhafter Bekleidung.

„Der Herr Graf befehlen!“

„Bringe Licht und lasse die Rouleaux herab, Joseph. Dies ist wirklich großartig! Noch halbtodt von der Reise im Courierzug lege ich mich in das miserable Bett dieser miserablen Spelunke, habe kaum das angebrannte Beefsteak und den gefärbten Rothwein vergessen, so weckt mich dies Unwetter!“ — er stöhnte, — „ein entsetzliches Land, dies geliebte Thüringen. Ein Land voll marternder Unbequemlichkeiten und roher Naturereignisse!“

Joseph hatte nicht nur die Rouleaux herabgelassen, er hatte auch die Fensterläden geschlossen und eine kleine Lampe angezündet. Kein Blitz blendete mehr die Augen des gepeinigten Epikuräers. Joseph schlich auf den Fußspitzen aus dem Zimmer. Er war das so gewohnt, der gute Joseph, daß er nicht bedachte, wie wenig sein Schritt mit dem rollenden Donner konkurriren konnte!

Jemehr der Morgen graute, desto mehr begann in der „Spelunke“, d. h. im besten Gasthof unserer

respektablen Stadt, ein ungewohntes Leben zu herrschen. Auf den Treppen polterte es, Thüren wurden geworfen, Stimmen erklangen und Joseph bat umsonst, man möge sich ruhig verhalten, um seines Herrn Morgenschlaf nicht zu stören. Damit aber war es ohnehin vorbei, denn als er jetzt wieder in das Zimmer Nr. 1 schlich, dehute sich sein Herr und murrte: „Das war ja eine Nacht, in der alle höllischen Geister ihren Tanz hielten! Was hat es denn gegeben? Einige umgefallene Kirchthürme?“

„Die Leute sagen, ein Wolkenbruch habe großen Schaden angerichtet.“

„So? Wo denn? Erkundige Dich genauer.“  
Joseph kam bald wieder.

„Das Wasser füllt das Thal zwischen Angerode und Fürstenrode. Der Fluß soll ausgetreten sein. Ein Dorf steht unter Wasser und viele Menschen sind schon als Leichen angetrieben worden.“

„Wahrhaftig? Meine Stiefel, Joseph . . . die Sache muß ich mir ansehen!“

„Gnädiger Herr . . .“

„Still, Joseph, still. Ich habe lange genug

auf seidenen Polstern gelegen und Havannas geraucht. Paris ist eine fürchterlich verweichlichende Stadt. Man lernt dort die Erbsen unter der Matratze fühlen. Allons!“

Und binnen fünf Minuten war er angezogen, gestiefelt, in eine zottige braune Jagdblouse gekleidet. Pfeifend im Zimmer umhergehend steckte er Messer, Portemonnaie und Cigarrentasche zu sich und raffte eine Filzkappe auf, die er sich auf den Kopf warf.

Josephriegelte indessen die Fensterläden wieder auf. Ein bleigrauer Morgen blickte mit Armesündermiene ins Zimmer.

„Ah!“ sagte der Reisende, das Fenster öffnend, mit tiefer Verneigung, „willkommen in Deinem Nebelfegenkleide, edler Jüngling, mir scheint, es ist die Nacht ein wenig stark pokulirt worden und das ist Neue und Kagenjammer. Gestehe es! Jetzt mögen Andere die Todten auffammeln, die Mutter Natur in trunkenem Muthe erschlug! — Also vorwärts. Du, Joseph bleibst hier.“

Der Bursche wagte seinem Herrn nicht zu widersprechen, aber er blickte demselben besorgt nach.

Hinaus schritt der, in den triefenden Morgen, mit elastischen Schritten und sorgloser Miene, ein schlanker Mann, mehr geschmeidig als athletisch, mit dem Antlitze eines Jägers und den Augen eines Dichters.

Von Zeit zu Zeit blieb er in den engen Gassen stehen, blickte sich forschend um und schien sich besinnen zu müssen, um den rechten Weg zu finden und sich in der Stadt zu orientiren, einer kleinen Stadt, mit Häusern, die an die Zeit des Lucas Kranach erinnerten und einem Pflaster, über welches die Wagen polternd hinrollten. Die spitzen, mit Fachwerk quaddirten Giebelseiten der Häuser, waren meist der Straße zugekehrt, weinbewachsene Mauern umfriedeten kleine, terrassenförmig angelegte Gärten, deren Blumenschmuck durch das nächtliche Unwetter grausam zerraut worden war.

Trotz alledem war es eine stolze kleine Stadt, anmuthig gelegen zwischen waldigen Hügeln mit einem alten Herzogsschloß auf beherrschender Höhe, mithin die Residenz des Landes.

Heute früh schwamm freilich Alles in grauem

Raß und die Bevölkerung eilte in neugieriger Hast aus dem alten Stadthor ins Freie, thalabwärts.

Da unten brandete eine gelbschäumende Wasserfluth an den weidenbewachsenen Damm, auf welchem das feuerschnaubende Dampfroß zwischen grünen Wiesen und waldigen Hügeln hinzubrausen pflegte. Jetzt waren die Wiesen ein wirbelnder See, auf dessen Fluthen die Kronen der Weidenbäume schwankten und peitschten. Der Schienenweg war zerstört und das wilde Wasser schob und zerrte an den bloßgelegten hölzernen Schwellen, bis sie kopfüber in das schäumende Element hinabstürzten.

Am Ufer dieses tosenden Stromes hatte sich eine lamentirende Menge müßiger Gaffer vereinigt und blickte angelegentlich über das Wasser, allein ein dichter Nebel verhinderte jede Fernsicht. Nur ein scharfes Auge vermochte drüben die Dächer des überschwemmten Dorfes zu unterscheiden, aber unaufhörlich führten die reißenden Wellen Alles mit sich, was ihrer Gewalt anheimfiel, Balken, Hausrat und entwurzelte Bäume, gurgelnd und zischend, als triumphirten sie über die willkommene Beute.

Der Fremde überblickte die Situation.

„Ein Boot!“ rief er dann, mit scharfer, klarer Stimme. Wie der Kommandoruf eines Feldherrn klang das Wort in das tumultuarische Getöse hinein.

„Böte?“ frug ein Mann, „dort unten an der Fischerei liegen immer Rähne am Flußufer, aber wo ist jetzt der Fluß und wo das Ufer?“

Ein Windstoß zerriß die Nebel, ein Schrei klang zu gleicher Zeit aus allen Kehlen, denn sie sahen jetzt, was des Fremden adlerscharfes Auge längst gesehen, menschliche Gestalten auf dem Dach eines vom Wasser umtobten Hauses.

„Dort liegt ja ein Boot!“ sagte Jemand, auf ein kleines, umgestürztes Fahrzeug deutend.

„Das ist zerbrochen. Das Wasser hat ihm übel mitgespielt,“ versetzte ein Anderer. „Sie brachten es aus dem herzoglichen Schloßpark her, aber es ist nicht zu brauchen.“

Der Fremde ging mit raschen Schritten zu dem Kahn, mehr ein niedliches Spielzeug, als ein Kampfgenosse gegen die brandende Fluth.

„Der Kahn ist nicht led,“ sagte er indessen ruhig, „helft mir, ihn ins Wasser schieben!“

„Was? — die Nußschale? Mein Herr, Sie setzen Ihr Leben nutzlos aufs Spiel!“ rief ein kleiner, dicker Mann, mit schöner talmi-goldner Uhrkette.

„Das ist meine Sache. Faßt an!“

Viele Hände waren hierzu bereit, obwohl Jedermann versicherte, es sei ein tollkühnes Unternehmen. Der Kahn war ins Wasser geschoben, der Fremde sprang hinein, er sah sich fragend um.

„Will sich Niemand ans Steuer setzen?“ frug er. Alle wichen bestürzt zurück. Mit einem ungeduldigen Ausruf warf er den Noth ab, legte die Ruder ein und setzte sich, indem er das Fahrzeug mit einigen kräftigen Zügen vom Ufer forttrieb. Es drehte sich einige Mal im Wirbel der gefeglosen Wasserfluth, ward aber mit Geschick bemeistert und kämpfte sich endlich quer durch die Strömung. Die Arbeit war mühevoll, fast zuviel für eines Menschen Kraft. Die Seiten des Kahnes ächzten und an den Schläfen des Ruderers liefen die blauen Adern hoch auf, während er die Ruder anzog, daß sie sich unter

dem Zuge bogen. Jedesmal wenn sie tief eingriffen in das gelbe, schlammige, schaumbedeckte Wasser, hob sich seine Brust zu laugem Athemzuge und unter der gewaltigen Kraftanstrengung schien seine ganze Natur aufzuleben, die Umrisse seiner elastischen, stahlkräftigen Gestalt in plastischer Vollendung hervorzutreten. Von der stolzen Stirn bis zu dem gestiefelten, festangestemmtten Fuß, athmete jede Linie kühne, kampfgewohnte Entschlossenheit. Trotz der angreifenden Arbeit, lag ein ruhiges Behagen auf diesem, von südlicher Sonne tiefbraun gefärbten Antlitz, schmal und hager wie das Antlitz eines Kaukasiers aber durchgeistigt und belebt durch ein Paar Augen, die man vielleicht bei einem Lenau oder Byron, doch nie bei einem Sportsman gesucht hätte. Das Haar und der lange, sanftgeschwungene Schnurrbart schimmerten wie Rabensfittich. Wollten wir die ganze Erscheinung in ihrer vornehmen Lässigkeit mit einem Bilde aus der Thierwelt vergleichen, so würde uns unwillkürlich die geschmeidige Weichheit und unfehlbare Sicherheit des Leoparden einfallen!

Mit Blick und Ruder Schlag, maß er die sich

ihm entgegenstehenden Gefahren und Auge und Hand leitete blitzschnell derselbe Wille. Bald wich der Kahn zur Seite, um einem heranschwimmenden Klotz zu entgehen, bald schoß er vorwärts oder hielt zurück, anderweitigen Zusammenstoß vermeidend.

Immer reißender ward die Fluth und immer fester zog er die Ruder an, daß sich die schlanken Schäfte zu Bogen wölbten. „Süperbes Holz!“ murmelte er, inmitten der steigenden Gefahr, während jeder Muskel und jede Sehne seines Körpers sich anspannte und der Kahn zitternd, schaukelnd, bald hierhin, bald dorthin gewandt, sich durchkämpfte.

Wie lange? Er hätte es nicht zu sagen vermocht, aber das Ziel ward erreicht und das Boot legte am Dache des Häuschens an. Die unglücklichen, halberstarrten Geschöpfe da oben, erhoben ein tumultuarißches Geschrei. Schiebend, stoßend und drängend wollte Jeder der Erste sein und ein Knabe, der sich nicht mehr anhalten konnte, kam über das Dachstroh herabgerutscht und stürzte dicht neben dem Kahn ins Wasser, daß dieses aufspritzte. Im selben

Augenblick aber ward er auch schon an den Kleidern gefaßt und in das Boot gehoben.

„Verhaltet Euch ruhig!“ rief der Fremde dabei, „oder ich kehre um. Zwei Frauen sollen herabkommen, mehr trägt der Kahn nicht!“

Ein Jammergeheul antwortete ihm. Alle Hände streckten sich in sinnloser Angst nach ihm aus, als er, von Neuem anlegend die Hand emporhielt und Ruhe gebot. Seine Stimme hatte eine gebietende Gewalt. Zwei Frauen wurden, von den Andern unterstützt, herabgelassen und das Boot stieß ab.

„Ich komme wieder!“ rief er den Zurückbleibenden zu.

Die Arbeit hatte sich verdoppelt, denn der schwache Kahn vermochte kaum die Last zu tragen. Die Frauen waren unfähig, das Steuer zu führen. Halb bewußtlos kauerten sie auf dem Boden, bald in das gurgelnde Wasser, bald in das blasse aber kühn lächelnde Antlitz ihres Befreiers starrend.

Er führte das Meisterstück zu Ende und brachte das Boot ans Ufer des wilden Sees, den die Laune einer dämonischen Nacht geschaffen hatte. Die Menge

auf dem Damm war in großer Erregung. Laute Ausrufe des Beifalls begrüßten ihn, man trug die Geretteten ans Land und ein alter Mann rief mit Thränen: „Das war ein Heldensstück, Herr, wer Ihr auch sein mögt!“

„Bah, keine Ovationen! Wer hat nun Courage genug gesammelt um mitzukommen? Ich brauche Einen, der das Steuer führt.“

Wieder sah man sich an und zuckte die Achseln. Ein Schusterjunge, der auf einen Baum geklettert war und in der ganzen Sache nur eine unterhaltende Vorstellung sah, schrie mit grellender Stimme: „Se! der fährt noch einmal! Ist das ein g'späßiger Herr!“

„Ich gehe mit!“ sagte plötzlich eine helle, jugendliche Stimme und sich umwendend erblickte der Fremde einen schlankgewachsenen Jüngling, dem die blaue Schülmütze leicht auf krausen, braunen Locken saß, dessen Gesicht vor Aufregung und todesmuthiger Begeisterung glühte.

„Ich gehe mit!“ rief er und sprang ins Boot, in welchem der Fremde hochaufgerichtet stand. Dieser betrachtete seinen jungen Bundesgenossen forschend.

„Mein lieber Freund, was wird aber Ihre Mama zu diesem Beginnen sagen?“

„Meine Mama!“ wiederholte der junge Mensch lächelnd, fast träumerisch, so als klänge ihm dies Wort süß und märchenhaft. Dann, sich besinnend, fügte er seufzend hinzu: „Ich habe weder Eltern noch Geschwister. Lassen Sie mich mitkommen, um mein Leben zittert Niemand.“

Der Rachen stieß ab und derselbe Kampf begann. Sie saßen sich schweigend, Jeder in seine Aufgabe vertieft, gegenüber, die Beiden, welche das Schicksal so plötzlich in dasselbe Lebensschiff geworfen, dessen schwache Wand ihr Leben umschloß und ihre Lose vereinigte.

Das Steuer, so klein es war, erwies sich als Hülfe und der junge Mann führte es mit Geschick. Nachzend und mühsam wand sich das Boot hindurch und wie er in die brausenden Wasser blickte, vor deren Gewalt ihre Kraft machtlos erschien, schauderte er leicht zusammen.

„Können Sie schwimmen?“ frug der Fremde endlich.

„Ja, aber würde das hier viel nützen? Wie die Wellen durch einander schießen und toben, so als wüßte keine, was sie eigentlich wolle.“

„Das Bild zügellos entfesselter Leidenschaft, die der Geseße spottet!“ versetzte der Fremde ruhig.

„Zum Beispiel einer großen, blutigen Revolution?“

„Meinetwegen auch!“ war die lächelnde Antwort, „obwohl ich an etwas Anderes dachte. Halten Sie mehr nach rechts, junger Freund.“

„O, wenn wir ein großes, gutes Boot hätten!“

„Meinen Sie?“ frug der Fremde kaltblütig, „und wo wäre der Reiz der Sache, wenn ein dickes Dampfschiff, die Geretteten behäbig ans Land führte?“

Der Jüngling schwieg verwundert. Das große, hölzerne Treibrad einer Mühle wälzte sich ihnen jetzt, wie eine Riesenspinne in den Weg, sie mußten den Kurs ändern und bedurften aller Aufmerksamkeit, um nicht von einem nahen Strudel erfasst zu werden.

Zudessen wartete die Menge am Ufer in ungeduldiger Spannung, aber lange, lange blieb das

Boot in den dichten, gelben Nebeln verborgen, die immer schwerer über das Land sanken, so daß man hätte meinen können ein trüber Oktoberabend dämmere anstatt daß ein Maimorgen heraufgezogen sei.

Fast eine Stunde verging, ehe das Boot tief im Wasser hängend und nur ruckweise durch die Strömung gezogen wieder herankam. Der kühne Ruderer sah erschöpft aus und über seine Stirn lief ein rother Streifen. Daß eine Ruder war zerbrochen, er hatte es durch ein, vom Hause abgerissenes Brett ersetzen müssen. Jetzt stand er, an dem improvisirten Ruder arbeitend, im Boot, während hülfbereite Zuschauer die Verunglückten ans Land schafften und der Jüngling an einer Spalte am Rachen hämmerte und besserte.

Unterdessen kam von der Stadt her ein Kabriolet herangefahren und hielt in einiger Entfernung. Ein stattlicher Herr, den ein großer, rother Vollbart schmückte, kam mit wichtig gerunzelten Brauen heran, ward von Vielen höflich begrüßt und sah sich um, mit der Miene eines Feldherrn. Seine starke, markige Baßstimme veranlaßte den Jüngling unten

im Boot hastig aufzublicken und halb verlegen, halb trotzig zu grüßen. Aber der rothbärtige Herr sah nichts davon.

„Hm, hm, das ist eine vermünschte Geschichte. . . . hörte eben, daß Leichen angetrieben worden sind? Was steht Ihr Alle hier und gafft ins Blaue! Schafft eine Fähre oder ein Boot, Ihr Leute!“

„Woher denn?“

„Woher? Drüben in Angerode haben sie auf dem Karpfenteich zwei Böte, so groß wie Schalluppen.“

Der Schusterjunge auf dem Weidenbaum stieß ein gellendes Hohngelächter aus.

„Ja, wenn wir erst drüben in Angerode wären! Wollte der Herr uns nur erst das bischen Wasser wegschöpfen, da ginge es schon!“

Der Rothbärtige achtete nicht hierauf.

„Es muß etwas geschehen!“ rief er geschäftig, „was ist das für ein miserables Brack da unten und wer ist der Mann in Hemdärmeln der drin steht? Kann er rudern?“

Ein schallendes Gelächter folgte dieser Frage. Noch ehe es verklungen war, stieß das kleine Boot von Neuem ab, schon schwamm es auf dem wildbewegten Wasser hin.

„Sapperment!“ rief der Mann versteinert. „Der hat doch nicht die Absicht . . . Thörichtes Unternehmen!“

„He! Sechse hat er schon herübergebracht! Der versteht es! Ihr werdet nicht zum zweiten Mal fragen, ob er rudern kann.“

„Wahrhaftig? Brav, sehr brav! Er soll die Medaille bekommen und der Herzog muß hiervon erfahren. Wie heißt er?“

Sie zuckten die Achseln. Der Herr setzte sein Augeuglas auf und blickte dem Boote nach. Ein Ausdruck des Schreckens fuhr über sein Gesicht.

„Der Himmel steh mir bei . . . Der Bursche am Steuer ist Edgar. Ist der Junge toll geworden?“

Und in großer Aufregung rannte er am Ufer hin und her.

„D, der Herr Baron kann unbesorgt sein!“

sagte ein Arbeiter, die Mütze lüftend, „was der in sein Boot ladet, bringt er auch lebendig wieder mit!“

Er, dem dies Zutrauen geschenkt wurde, war indessen nicht ganz so zuversichtlich. Seine Kräfte waren nahezu erschöpft, aber umsonst bat der junge Steuermann, mit ihm zu tauschen. Mit fest zusammen gebissenen Zähnen saß er auf seinem Posten, während seine Stirn perlte und die Adern an seinen Schläfen hoch aufliefen.

„Diesmal wird's hart,“ sagte er dabei und ein seltsames Feuer flammte in seinen Augen, so als habe die Sache jetzt erst ihren vollen Zauber erlangt als schwelge er in der wachsenden Gefahr.

Und die Fluthen wirbelten, tosten und schäumten ringsumher, brachen sich zischend über ungeesehenen Hindernissen und schoffen in breiten Strahlen gurgelnd durcheinander.

Plötzlich, als sie etwa dreißig Ellen vom Hause entfernt waren, fuhr der Ruderer wie elektrisirt in die Höhe, eine übernatürliche Willenskraft schien alle seine Bewegungen neu zu beleben, unter seinen Ruder schlägen spritzte die gelbe Fluth hoch auf.

„Das Haus schwankt,“ sagte er dabei ruhig,  
 „jede Minute ist kostbar.“

Sie war es, denn schon tanzte das Stroh des niederen Daches auf den Wellen und an dem Sparrenwerk riß und zerrte die Fluth. Ein Mann und eine Frau, die ein kleines Kind in den Armen hielt, klammerten sich noch an das Gebälk. Es war nicht rathsam, das Boot anzubinden und deshalb war es mühevoll diese Letzten hineinzubringen, aber es gelang, und die halbtodte Frau auf den Boden legend, indessen der alte Mann sich zitternd auf die Bank setzte, stieß ihr Retter ab.

Sie blickten ihn wortlos an, wie ein höheres Wesen. Sie hatten auf ihn gehofft, um ihn gezittert, und waren an ihm verzweifelt, in dieser bängen, bängen Zeit, da er kam und abfuhr und wiederkam und wieder abfuhr, immer mit dem lakonischen Versprechen: Ich kehre wieder!

Als sie in einiger Entfernung waren, klang ein dumpfes Krachen vom Hause her, das wasserumspülte Dach der Hütte neigte sich und die Wellen rissen es herab.

Die Frau, ihr Kind an sich drückend, richtete sich auf und versuchte mit einer leidenschaftlichen Bewegung die Hand zu küssen, die das Ruder regierte.

„Laßt das!“ rief der Fremde, ein wenig ärgerlich.

„Das Wasser bringt ins Boot!“ sagte der junge Steuermann plötzlich erblassend. „Der Span, den ich in den Spalt getrieben habe, ist wieder locker geworden.“

Der Ruderer beugte sich vor.

„Es muß ausgeschöpft werden,“ sagte er, „nehmt meine Filzkappe, Frau!“

Aber die Gefahr ließ sich nicht so schnell abwenden. Die heranschließenden Wellen drückten dem Kahn die Rippen zusammen, daß er sich ächzend weiterkämpfte, wie ein zu Tode erschöpftes Rennpferd, jeden Augenblick konnte die Wand dem Druck nachgeben, und dann?

O, wie beneidete der junge Edgar seinen Genossen um diese kaltblütige Ruhe, die dem Tode, wie einem altgewohnten Bekannten hohnlächelnd ins Auge blickt! Sein Herz klopfte in unsäglicher Aufregung, denn das Große, das Schreckliche, das Neue

dieser Situation überwältigten ihn. Ein Gedanke, nicht Furcht, aber ein wilder, leidenschaftlicher Schmerz schien ihn plötzlich zu erfassen. Die Hand vor die Augen legend rief er, während ihn ein Frostschauer durchrieselte, achtlos auf das spöttische Lächeln seines Gefährten: „O, Evelyn, Evelyn!“

---

## Zweites Kapitel.

---

Ein Hurrah aus hundert Kehlen begrüßte das kleine Boot, welches trotz Hindernisse und Gefahren, siegreich anlangte. Der Fremde warf die Ruder hin und sprang ans Land.

Da stand er einen Augenblick still. Jeder Muskel und jede Sehne seines Körpers brannte feurig, seine Hände bluteten, seine Kleider waren zerrissen, sein Kopf schwindelte. Er mußte erst Athem holen.

Eine donnernde Stimme rief vom Damm herab:

„Brav, guter Freund! Ihr sollt belohnt werden, sowahr ich Tesselhof heiße! Kommt einmal her!“

Zu Tode erschöpft wie er war, hatte er doch ein amüßirtes Lächeln für diese Verheißung, und aufwärts blickend frug er leise:

„Wer ist jener Barbaroffa?“

„Mein Pflegevater, Baron Tesselhof,“ sagte der junge Edgar etwas verlegen und machte dann, daß er davon kam.

Baron Tesselhof hatte unterdessen mit selbstzufriedener Miene ein großes Taschenbuch hervorgezogen, nahm eine Banknote heraus und sagte mit seiner dröhnenden Bassstimme:

„Führt den Mann in Hemdärmeln zu mir! hierher!“

Der Mann in Hemdärmeln ließ sich, immer mit demselben erwartungsvollen Lächeln den Damm hinaufführen, obwohl jeder Schritt seinen steifen Gliedern eine Qual bereitete. Dann stand er barhaupt vor seinem Gönner und betrachtete forschend dessen stark markirtes, braunrothes, unendlich gutmüthiges Antlitz.

„Das habt Ihr famos gemacht, guter Freund,“ begann jetzt der Baron, sich gewaltig räuspemd, „aber setzt auf, setzt auf . . . ach so, Ihr habt nichts . . .“

„Seine Filzkappe ist ersoffen!“ schrie der Schusterjunge vom Baum herunter.

„Still!“ donnerte Baron Tesselhof, „halt den Schnabel! Hier, lieber Freund, nehmt das vorläufig, als kleines Zeichen meiner, hm — Anerkennung! Der Herzog soll hiervon erfahren. Nennt mir Euren Namen!“

Die Kleinigkeit war ein Hundertmarkschein, dem nach einiger Ueberlegung noch zwei andere folgten.

Der Held des Tages nahm diese Zeugen großartiger Generosität mit einer Verneigung in Empfang, die den Geber sehr stutzig machte. Dann blickte er sich forschend um und händigte einem respectablen Bürger der Stadt die Banknoten ein mit den Worten:

„Da ich nur ein auf der Durchreise begriffener Ausländer bin, muß ich Sie wohl bitten dies Geld unter die Geretteten zu vertheilen?“

Und seine abgeworfene Plüschjacke vom Boden hebend, grüßte er mit einem unnachahmlichen souveränen Nicken und schritt davon.

Baron Tesselhof öffnete unwillkürlich den Mund und vergaß ihn dann wieder zu schließen.

„Ihr Leute, wer war das? Der Mensch nahm

wahrhaftig das Geld nicht! Edgar! Wo in aller Welt steckt der verteuflte Junge?“

Herr Edgar hörte die tiefe Stimme wohl und mußte vortreten. Aber die Strafpredigt, die er erwartete, blieb aus.

„Wer war der Mensch, Edgar?“ frug der Baron nur, in großer Aufregung.

„Ein Held!“ rief der Jüngling begeistert.

„Na, schon gut, meinerwegen. Aber hat er Dir seinen Namen genannt?“

„Nein, das that er nicht. Ich halte ihn für einen sehr vornehmen Mann.“

„Das wäre!“ rief der Baron verstimmt.

„Er war ein vornehmer Herr, da verlassen Sie sich drauf, Herr Baron,“ sagte nun auch der dicke, respectable Fleischermeister, das Geld in der Hand betrachtend.

„Das hättet Ihr mir eher sagen sollen,“ brummte Baron Tesselhof ärgerlich und kratzte sich den Kopf, „woher sollte ich denn das wissen? Ich komme her, ich sehe da einen Menschen in Hemdärmeln, ohne Hut, naß, schmutzig und zerrissen obendrein . . .“

was denk' ich weiter nach? Halt! denk' ich, der muß belohnt werden, famos'er Mensch, das! obwohl er im Grunde Nichts thut, als mir das ärgste Diebsgesindel unter dem Geiersberge zu retten! Nicht übel! Nicht übel!" und der Baron begann herzlich zu lachen. „Na, der Sache muß ich aber auf die Spur kommen! Gleich gehe ich ins ‚Lamm‘ dort wird er wohl abgestiegen sein!“

Während Baron Tesselhof diesen Entschluß faßte, war der Besprochene schon weit. Er gebot der, ihm mit Föhlen und Brüllen folgenden Volksmenge ihn in Frieden zu lassen und kehrte in den Gasthof zurück, wo ihm Joseph mit besorgter Miene entgegenkam.

Ha! Wie weich war jetzt das „miserable“ Bett, auf welchem er die schmerzenden Glieder streckte, wie nektargleich der gefärbte Rothwein, den er schlürfte, während Joseph im Nebenzimmer ein warmes Bad braute, dampfend wie ein Grog, duftend wie eine Maibowle!

„Was sind wir doch für Thoren,“ philosophirte sein Herr, „alle Morgen solch eine kleine Gymnastik,

und wir wären im Stande, eine gebratene Schuhsohle mit Genuß zu verspeisen!“

Es klopfte leise an und der kleine Kellner, mit seiner unvermeidlichen Serviette unter dem Arm, trat ein und stammelte:

„Der Herr Baron von Tesselhof wünscht, dem Herrn seine Aufwartung zu machen!“

„Unmöglich! Dieser Mensch wird zudringlich. Bitte, sagen Sie dem Herrn, ich stände oder läge vielmehr im Begriff, ein Bad zu nehmen.“

„Bitte, bitte,“ ließ sich bereits die wohlbekanntere Stimme vernehmen, „das macht mir nichts, garnichts! Ihr Diener, Graf Thurna! Donnerwetter, da habe ich ja vorhin eine kolossale Dummheit gemacht. Aber, bei meiner Seel', ich hab' Sie für einen Ruderknecht gehalten!“

Und er wischte sich keuchend die Stirn.

„Ich wünschte von Herzen, Niemand hätte diese schmeichelhafte Illusion zerstört.“

„Hören Sie, ich bitte Sie, nehmen Sie es mir nicht übel! Dreihundert Mark dem Grafen Thurna! Daß mir das passiren mußte. Ich bitte Sie, was

wollen Sie hier im Gasthose? Schlechtes Essen und harte Betten. Unten steht mein Wagen. Kommen Sie mit mir hinaus nach Fürstenrode, lieber Graf! Sie müssen sich pflegen und dann lad' ich die gesammte Nachbarschaft zu einem Diner ein und wir trinken Ihre Gesundheit in Veuve Cliquot . . . Ge? Abgemacht!"

„Besten Dank für die verlockende Aussicht, allein wenn Weg und Wetter es gestatten, muß ich noch heute Nachmittag weiterfahren.“

„Um, auf die Dornburg?“

„Allerdings.“

„Das hat gewiß keine solche Eile!“

„Sicherlich hat es Eile. Danke bestens.“

„Aber ich bitte Sie, besuchen Sie uns späterhin!“

„Werde mich der freundlichen Aufforderung erinnern,“ sagte Graf Thurna, fest entschlossen, dies nie zu thun.

Er athmete erleichtert auf, als der brave Barou sich endlich entfernte, nachdem er ihm die brennende Hand fast zu Brei gedrückt hatte. Die Thüre fiel hinter dem rothhaarigen Goliath krachend ins Schloß.

Baron Tesselhof ging unterdessen, unaufhörlich vor sich hin murmelnd, die Treppe hinab in den Speisesaal, wo sich eine kleine Gruppe rauchend und trinkend um einen Tisch gesetzt hatte, denn heute war Sonnabend und Markttag und da pflegten die benachbarten Landedelleute, Pächter und Bauern in die Stadt zu kommen.

„Na, guten Tag, Tesselhof . . . was haben Sie ausgekundschastet?“

„Alles in Ordnung,“ sagte Baron Tesselhof händereibend, „ein Thurna von der Linie Dornburg.“

„Wahrhaftig! Dann kann es nur ein Neffe des Grafen Rudolph sein. Nicht wahr, Barwitz?“

„Es wird jener Lorenz Thurna sein, der vor etwa siebenzehn Jahren davon lief.“

„Davon lief?“ wiederholte Tesselhof kopfschüttelnd. „Hören Sie, Nachbar, der sieht mir eigentlich nicht aus, wie wenn er vor was davouliefe.“

„Hi, hi, hi,“ lachte Herr von Barwitz, ein verknöchertes alter Hagestolz, „die Leute sagen, da wäre Etwas, wovor Lorenz Thurna sein Lebtag auf der Flucht sei.“

„Und das wäre?“

„Eine Frau.“

Die andern Herren lachten, Tesselhof frug weiter.

„Na, und welche war es vor siebzehn Jahren?“

Mein Himmel, er muß ja noch ein Kind gewesen sein.“

„Er war kein Kind, aber immerhin zu jung, um seine Freiheit zu opfern.“

„Die Geschichte war die,“ nahm nun ein kleiner untersehter Mann das Wort. „Graf Rudolph war kinderlos und erzog diesen Neffen und eine Nichte auf der Dornburg.“

„He!“ rief Tesselhof, als ginge ihm ein Licht auf, „Frau von Steinbach?“

„Natürlich. Er hat nur diese Namensverwandten. Na, die Sache schien ihm sehr simpel. Die beiden jungen Leute sollten ein Paar werden. Er hätte die Sache vielleicht noch lange hinausgeschoben, allein er wurde sterbenskrank, machte sein Testament, ließ die Beiden an sein Krankenbett kommen und verlobte sie feierlich. Zu derselben Nacht war sein Neffe von der Dornburg ver-

schwunden. Man sagt, der Schreck und der Aerger habe den Onkel wieder gesund gemacht.“

„Das glaube ich!“ lachte Tesselhof, „na, wie ging es weiter?“

„Man hat in diesen siebzehn Jahren nichts wieder vom Grafen Lorenz gehört. Zwischen ihm und seinem Onkel herrschte Feindschaft. Er war immer ein halber Ausländer, denn sein Vater, Graf Eberhard Thurua war sein Lebtage bei der Gesandtschaft in Paris und Madrid und hatte sich mit einer spanischen Dame verheirathet. Graf Lorenz soll von seiner Mutter ein großes Vermögen und große Besitzungen in Spanien geerbt haben.“

„Na, Ihr Herren,“ begann endlich Baron Tesselhof, „aufrichtig gesagt . . . und alle Achtung vor der vortrefflichen Frau . . . aber wenn ich mir dünkte, daß ich mit zwanzig Jahren wäre gezwungen worden, die jetzige Geheimrätthin Steinbach zu heirathen?“

„Ja, ja, Sie haben Recht. Geda, Kellner! Ist das Wasser gesunken? Was hört man?“

Der Kellner kam dienstbeflissen heran und meldete,

das Wasser habe neuerdings einen Theil des herzoglichen Thiergartens überschwemmt. Hierauf erhoben sich die Nachbarn und verließen in einiger Erregung den Speisesaal.

Am Nachmittag hielt eine große, altmodische Extrapost vor dem „Lamm“. Der Postillon mit lackirtem Hut, das Posthorn an der Seite, blickte aus seinem zum mindesten vierschichtigen Mantelkragen bedächtig herab auf seine magern Füchse. Reisekoffer wurden aufgeladen, Joseph placirte Plaidrollen, Handtaschen und Hutschachteln, bezahlte die Hotelrechnung und hielt dann seinem Herrn den Wagen Schlag offen. Mit einem resignirten Blick stieg Graf Lorenz ein, Joseph schwang sich behend auf den Bock unter den schrillen Klängen des schönen Liedes „Aennchen von Tharau“ rasselte das Fuhrwerk durch die engen Gassen zum Thor hinaus, die Thürme der Stadt, den bedrohten Wildpark und das überschwemmte Thal weit hinter sich zurücklassend.

Der Reisende blickte aus den kleinen Fenstern der Postkutsche hinaus, wie aus einem Gefängniß und eine tiefe Beklommenheit erfaßte ihn.

Zurück also, zurück in die engbegrenzte Welt, aus der er einst geflohen war, weil sein heißes Herz ungestüm nach Freiheit, seine feurige Phantasie nach kühnen Abenteuern durstete, weil er Tag und Nacht von den Ländern träumte, nach denen der Dichter lebenslang Heimweh hat, auch wenn er sie nie sah!

Mit einem Seufzer lehnte er sich endlich zurück, steckte eine Cigarre in Brand und versuchte, die Gegenwart zu vergessen. Das Rollen des Wagens verwebte sich mit seinen Gedanken zu wunderbaren Melodien, denen er lauschte, bis sie in halbwache Träume übergingen. Sie führten ihn zurück auf die Schauplätze seines bisherigen Lebens, in die glänzenden Niesenstädte, wo er die Rolle des vielumschmeichelten sorglosen Weltmannes spielte, bis er des Champagners und der Opernmusik überdrüssig geworden war, denn seine innerste Natur fand hier keine Befriedigung, höchstens momentane Zerstreuung! Ihn zog es immer wieder mit magnetischer Gewalt in märchenhafte noch unentdeckte Fernen, in die Einsamkeit der Wüsten und Felsengebirge jenseits des blauen Meeres, wo der Jäger hungernd und durstend,

jede Strapaze freudig ertrug, bis ihm das Jagdglück lächelte und die unfehlbare Kugel den raubgierigen Feind niederstreckte! Von dort aber trugen ihn seine Träume weiter, an den myrthenbewachsenen Uferhang, wo er träumend zu liegen pflegte, vor sich die stille Meeresbucht von schneegekrönten Bergriesen umschlossen, rings umher die blüthenreichen Oleander, die Tulpenbäume, die Palmen und Citronenbäume in üppiger Fülle dem reichen Boden entsprossen, sich drängend und überwölbend, vom zarten Spinnwebgewebe lichtgrüner Schlinggewächse umspinnen . . . Dort pflegte er zu ruhen und — zu denken. Hinter sich die Thürme der Moscheen, vor sich die blaue Fluth des Bosporus.

Hier ward der Jäger zum Dichter. Das innerste Wünschen und Verlangen dieses ruhelosen, überreich begabten Naturels fand Befriedigung und Genüge. Schmerzen und Seligkeiten, von denen seine Mitmenschen nichts ahnten, erfüllten ihn, während sich der Himmel, das Meer, die gesegnete Erde vor ihm ausbreiteten, wie ein offenes Buch, dessen Sprache er mit nie ermüdendem Interesse studirte!

Auf all diesen Wanderungen hatte er eine kleine, unscheinbare Gefährtin, die ihn begleitete, durch Sturm und Windstille, durch Paradies und Wüste, ein braunes, sehr altes Mütterchen, die stumm und todt in ihrem Sarge lag, bis sein Zauberstab sie berührte und umwandelte in ein lebendiges Geschöpf, mit feurig schlagendem Herzen und schmeichelnd süßer Stimme, seine Vertraute, seine Braut, sein Echo! Seit seinen Knabenjahren, wenn er mit Ungeduld und Sehnsucht über die Schloßmauer der Dornburg ins Weite blickte, war sie ihm eine unzertrennliche Trösterin und Freundin gewesen — seine Geige!

Graf Lorenz stand im Rufe eines großen Frauenfreundes und die Welt wollte wissen, er habe in seinem unstäten abenteuerlichen Leben Viele geliebt und — vergessen. — Sie vergaß er nie! Und wahrlich, keine Frau hatte je der Blick beglückt, mit welchem er das kleine, unscheinbare Instrument aus dem Kasten hob, keine warme, pulsirende kleine Hand hatte er je so sanft gedrückt, wie er den

braunen Hals seines bald hundertjährigen Mütterchens im Ebenholzsfarge streichelte.

Ein magnetischer Zauber schien von demselben auszugehen und ihn umzuwandeln, so daß er oft wie geistesabwesend mitten unter seinen Freunden stand, den Kopf über die Geige geneigt, ein Zauberer, der Lachen und Weinen diktirte!

Der Inbasse der gelben Postkutsche hatte, obwohl er nicht schlief, längst vergessen wo er war und wohin er fuhr. Während er in Gedanken unter Palmen an steinernen Sphinggestalten vorüberwanderte, oder blaue Inseln, glänzend und zart wie Eisberge, aus der unendlichen Meeresfläche auftauchen sah, glitten draußen im Abendlicht die Buchenwälder und saftgrünen Wiesen; die Hügel und Thäler seiner Knabenheimat vorbei, schlug die Wachtel im jungen Kornfeld und schmetterte der Buchfink in den Baumkronen.

Ein gesegnetes Stückchen Erde war es, durch welches die alte Kutsche hin rollte, eine Landschaft, aumuthig und lachend wie ein blauäugiges Kind. Sanfte, langgeschweifte Wiesengründe zogen sich

zwischen den Hügeln hinauf. Sprudelnde Quellen hüpfen über große Steinblöcke lustig thalabwärts und durchliefen geschäftig murmelnd die schattigen Buchenhaine, um sich noch tiefer zwischen blaugrünen Fichten und Tannen im Schattenreich einer Schlucht zu verlieren.

Jetzt endlich — schon sank die Sonne hinter dem Walde, weckte das Posthorn den Träumer. Er ließ das Fenster herab und steckte den Kopf heraus . . . er war nahe am Ziel! Dort oben stand sie, altersgrau und stolz, mit ihrem mächtigen Thurm, von dem das Banner wehte, mit ihren gewaltigen granitenen Grundmauern, die tief herabgriffen in die Seiten des Berges. Buchwald und Felsblöcke bedeckten die Bergwand, höhere Waldberge umschlossen die Burg amphitheatralisch und faßten sie in leuchtenden Rahmen — alle die rothflammenden Fenster-scheiben da oben schienen dem Ankommenden ein freudiges „Willkommen!“ herabzurufen.

---

### Drittes Kapitel.

---

Die Thurmuhr der Dornburg verkündete die siebente Abendstunde, als Graf Lorenz dem weißhaarigen Kammerdiener folgte, der einst den Knaben auf dem Arm getragen und ihn mit demselben väterlichen Lächeln begrüßte, wie damals. Sie schritten eine lange Galerie entlang. Alle die alten, dunklen Familienbilder, die Gedenktafeln, die unter Glas und Rahmen verwahrten Familienreliquien und die Schwerter, Schilde und Lanzen hingen und standen noch wie vor siebenzehn Jahren, die Dielen knackten noch, wie sie unter den Galoppaden des ungestümen Knaben geächzt hatten, und vor der Spitzbogenthüre zum Zimmer des Oheims hing noch der dunkelgrüne, faltige Vorhang. Der alte Diener blieb stehen und nickte vertraulich.

„Der gnädige Graf hat eine große Freude über den Brief vom jungen — vom Herrn Grafen Lorenz gehabt,“ sagte er.

„Ist mein Onkel allein, guter Urban?“

„Allein in seinem Zimmer ist er — aber die Frau von Steinbach ist mit den Kindern zum Besuch hier.“

„Gm!“ machte der Angekommene und öffnete die Thür.

Auch in diesem altersbraunen Gemach war Alles unverändert bis zu den in der Luft lagernden Tabakswolken, die sich schichtenweise vorzuschieben pflegten. Von dem lederbezogenen Kanapee erhob sich ein rüstiger grauköpfiger Herr, die große Pfeife in der Hand. Der „Oheim Rudolph“ war in diesen siebenzehn Jahren zum Greise geworden.

Die Begrüßung war beinahe stumm, aber in dem langen, festen Händedruck des alten Mannes lag Vergebung und Versöhnung.

Das war ein Thurna von ganz anderem Schrot und Korn — ein deutscher Thurna von gedrungenem Körperbau und wenig Worten. Seine scharfen,

hellgrauen Augen blickten unter den weißen Brauen mit ungeschwächter Energie gradaus ins Gesicht des Neffen.

Dem Schnitt der Gesichtszüge nach sahen sie sich so ähnlich, daß man sie hätte für Vater und Sohn halten können, und doch waren sie so verschieden, daß es schwer fiel, überhaupt an Verwandtschaft zu glauben. Hier eine nüchterne Wahrhaftigkeit, die kerzengerade auf ihr Ziel lossteuerte — dort jene eigenthümlich sammetne Weichheit, gepaart mit unruhigem Feuer, ein Blick, der zu gleicher Zeit blendete und schmeichelte, elastische Kraft und sanfte Anmuth — lauter Kennzeichen des Hidalgo-Blutes in seinen Adern.

„Nun, Gott sei Dank, Lorenz, daß Du doch gekommen bist,“ begann Graf Rudolph nach einer Weile, „und daß ich nicht aus dieser Welt abfahre mit dem unerledigten Sader auf dem Herzen! — Ich frage jetzt nicht, was Du da draußen getrieben hast, das mache Du mit unserem Herrgott ab. Ich freue mich nur, daß Du den Weg auf die Dornburg wiedergefunden und ich hoffe, es soll von nun

ab wieder oft geschehen. Eine Heimat muß der Mensch haben, Lorenz.“

„Und ich danke Dir, daß Du mir dieselbe wieder öffnest,“ versetzte sein Neffe bewegt.

Der Alte schüttelte ihm mächtig die Hand.

„Schon gut, schon gut, wir wollen nicht weich werden. Was vergangen ist, ist vergangen. Clementine hat einen braven Mann und gute Kinder — und ich selbst habe oft schon bei mir gedacht: 's ist besser so! Sie hätte nicht für Dich gepaßt. Na, aber komm nur, das Abendessen wartet und Du wirst hungrig sein.“

„Also Clementine ist hier . . .“ Graf Lorenz fühlte eine leichte Anwandlung zu gähnen. Ach! Er hatte das früher leider oft in Clementinens Gegenwart gethan.

Sie gingen hinüber in das Eßzimmer, wo schon die Lampe auf dem reichbesetzten Tische brannte. Eine große, graugekleidete Dame mit einem langen reizlosen Antlitz voll Sommersprossen bereitete an einem Nebentischchen den Thee, indessen zwei Knaben

erwartungsvoll und ungeduldig hinter ihren Stühlen trampelten.

„Liebe Clementine, hier ist Lorenz,“ sagte der Onkel. Sie wandte sich um, neigte nur ein wenig den Kopf und sagte frostig: „Guten Abend, Vetter.“

Ja, das war die Clementine, vor welcher er einst davongelaufen war — die brave, vortreffliche Clementine, die, wenn der Onkel zu Hause war, unermüdtlich in seinem Zimmer Staub wischte, und wenn er ausgegangen war, sich die schönsten Trauben und Pfirsiche vom Spalier holte! — Während er noch hieran zurückdachte, öffnete sich die Thüre und ein etwas linksches Mädchen von sechszehn Jahren trat ein.

„Das ist Emmy,“ sagte der Onkel, „Clementinens Tochter. Ist es nicht, als sei Clementine noch einmal jung geworden?“ Und er klopfte das Mädchen auf die Schulter. Graf Lorenz verneigte sich. Ach! Der Onkel hatte Recht, aber er konnte nur wenig Freude über diese Auferstehung seiner einstigen Braut empfinden. Ja, ja, gerade so hatte sie damals ausgesehen, mit diesem strohfarbenen

Haar, mit den dicken Backen und den runden, aus Verlegenheit schielenden Augen.

„Wie man doch im Handumdrehen ein alter Kerl wird!“ war Alles, was er sagen konnte.

Frau von Steinbach hatte mit unentzifferbar ernstem Gesicht Platz genommen, die Andern folgten ihrem Beispiel.

Die Unterhaltung ging nicht sehr fließend von Statten. Der Onkel war nachdenklich und schien zu rechnen, legte Brotstückchen neben seinen Teller und zählte halblaut: „Zehntausend — fünftausend — fünfzehntausend — hm! — achthundert macht zweihundert,“ u. s. w. Emmy verhalf sich auf etwas unbeholfene Weise zur Bratenschüssel und aß schweigend, mit niedergeschlagenen Augen mehr, als Graf Lorenz an einem ganzen Tage hätte verzehren können. Die Knaben stießen sich unter dem Tisch mit den Füßen und starrten den neuen Onkel an. Frau von Steinbach frug endlich in kaltem Tone:

„Du kommst vermuthlich aus Paris?“

„Ja, allerdings. Und Ihr lebt in der Residenz?“

„Ja. Mein Mann konnte mich nicht begleiten. Er ist immer sehr beschäftigt und ich veranlasse ihn nie, seine Pflichten zu versäumen. Ein unthätiger Mann ist für mich verächtlicher als ein Dieb.“

Der Onkel räusperte sich.

„Ist das wahr mit dem großen Wasser?“ frug er, „der Postbote hat gesagt, es hätte eine Ueberschwemmung im Angeroderthal stattgefunden!“

„Ja, in Folge eines Wolkenbruches.“

„Eine schlimme Gegend dort. Der Bach, der fürs Gewöhnliche nach Nichts aussieht, wird im Handumdrehen zum Strome.“

„Ja, so scheint es. Sage einmal, lieber Onkel, kennst Du einen in der dortigen Gegend ansässigen Baron Tesselhof? — Eine mir unbekante Größe.“

„Persönlich kenne ich ihn nicht — aber Tesselhof? Na, natürlich weiß ich um ihn. Er besitzt Fürstenrode und seine Kindviehrasse ist berühmt.“

„Das glaube ich,“ bemerkte Graf Lorenz trocken, „ich habe aber früher den Namen hier nicht gehört.“

„Wir gehen nicht mit den Leuten um,“ bemerkte Frau Clementine.

„Weshalb nicht? Was ist mit ihnen?“

Frau von Steinbach zuckte die Achseln, blickte auf die Kinder und schwieg. Damit aber hatte sie schon drei Romanbände mit geheimnißvollen Hieroglyphen gefüllt.

Graf Lorenz sah seinen Onkel an.

„Was hat man gegen sie?“ frug er nochmals.

„Ich? — Garnichts. Kenne den Mann ja nicht persönlich. Blutzunger Adel, das ist Alles, was ich ‚gegen‘ ihn weiß, und im Grunde ist es nichts. Wir lächeln nur. Niemals war die Nachfrage um Wappenschilder so stark, wie in unserem liberalen Zeitalter. Vielleicht ist das die ‚Nivelirung aller Stände‘, welche von gewissen Leuten gepredigt wird?“

Graf Lorenz lachte mit Hochgenuß. Kein Mensch erfreute sich so an der trockenen Satire des Grafen Rudolph, wie sein Nefte.

„Abgesehen nun davon, daß sich Baron Tesselhof, wie die böse Welt sagt, eine Ahnengalerie an-

gelegt haben soll und einen funkelnagelneuen Stamm-  
baum in seiner Bibliothek auszuhängen hat, ist er, so  
viel ich weiß, ein braver und hochgeachteter Mann,  
ein Gentleman. Wir haben eben Alle unsere kleinen  
Schwächen.“

Frau Clementine schob ihren Teller zurück und  
zog eine Filetarbeit aus der Tasche.

„Ihr könnt jetzt aufstehen und gute Nacht  
sagen,“ wandte sie sich zu den Kindern. Fräulein  
Emmy machte ebenfalls von der Erlaubniß Gebrauch.

„Jetzt, wo wir allein sind,“ sagte Frau von  
Steinbach dann, „muß ich der Wahrheit die Ehre  
geben. Die Tesselhofs auf Fürstenrode sind leider  
in der Gesellschaft aufgenommen. Es ist dies sehr  
zu beklagen, denn wenn man bedenkt, daß die  
Herzogin ihre junge Nichte, die Gräfin Evelyn, nur  
deshalb mit dem reichen Baron Tesselhof verhei-  
rathete, um dem Liebesverhältniß, das den Erb-  
prinzen und Gräfin Evelyn zum Berede machte . . .  
nun aber will ich nichts weiter sagen. Der Erb-  
prinz wurde eben auf Reisen geschickt und sie wurde  
Barouin Tesselhof und läßt sich nach wie vor den

Kopf verdrehen — kurz, eine ernstdenkende Frau wird diesen Verkehr vermeiden.“

Graf Lorenz hob langsam die langen, seidigen Wimpern und sagte sanft, während sein Onkel auf dem Tellerrande trommelte:

„Das muß man Dir lassen, Clementine, Du sprichst selten, aber wenn Du es thust, dann verstehst Du auch, in wenig Worten Viel zu sagen. Binnen drei Minuten vier Personen in ein zweifelhaftes Licht stellen, dazu gehört — Virtuosität!“

„Der Lorenz hat Recht,“ brummte der alte Herr verdrießlich. „Das sind Klatschgeschichten der Hoffschranzen.“

„Wozu Du mich hoffentlich nicht rechnest, Onkel,“ versetzte Frau Clementine empfindlich.

„Na nein, aber —“

„Oder etwa Frau von Kendar?“

„Frau von Kendar ist eine gute Frau, kann aber unter zehn Malen nur einmal verantworten, was sie sagt.“

„So hättest Du vielleicht die Güte, den Herrn Hofmarschall zu fragen?“

„Tam, tam, tam, keinen Menschen will ich fragen. Geht mich ja garnichts an. Höre immer nur Gutes von Frau von Tesselhof und auch von ihm. Folglich wird wohl Alles in Ordnung sein. Sollen wir aufstehen?“

„Wie Du befehlst,“ sagte Frau Clementine kalt und erhob sich.

Sowie Onkel und Nefte wieder allein waren und der alte Urbau Jedem eine Pfeife gebracht hatte, begann Graf Rudolph, der den kleinen Nerger schon vergessen hatte, ohne weitere Vorrede:

„Hast Du Dein Vermögen durchgebracht, Lorenz?“

Der Nefte lächelte, zog die Brauen in die Höhe und sagte: „Bisher noch nicht.“

„Du mußt kolossale Ressourcen an den Bergwerken von Atalaya haben.“

„Nein, aber eine kolossale Unabhängigkeit, Sind meine Renten erschöpft, so lebe ich mit dem größten Vergnügen ein halbes Jahr lang bei den Fischern von Barcelona von Seespinnen.“

„Aber eine vernünftige Eintheilung —“ begann der alte Herr hitzig, hielt jedoch inne und fuhr ruhiger fort: „Na, schon gut. Das ist Deine Sache. Ich vergesse immer, daß Du kein Student mehr bist. Du hast Dich so wenig verändert.“

„Ich habe eine sehr gesunde Lebensweise geführt, die ich Jedem zur Nachahmung anempfehle,“ versetzte Graf Thurna heiter.

„Das heißt, Deine Gesundheit hat einem sehr abenteuerlichen Leben Troß geboten,“ verbesserte sein Onkel. „Nun weiter. Willst Du die Dornburg haben?“

Graf Lorenz pfiß leise, wie Jemand der erschrickt.

„Lohnt es sich überhaupt, mit Dir hiervon zu reden, Lorenz, oder sagst Du von vorn herein: ‚Ich esse meine Suppe nicht‘?“

„Solche Strumwelpeter sind wir da draußen nicht.“

„Schon gut. Siehst Du, ich hänge nun mal am Gedanken, daß dies Ding hier in der Familie bleibt. Seit dreihundert Jahren leben wir hier. Kein Baum, den nicht ein Thurna säete oder

pflanzte, keine Mauer, die sie nicht aufführten! Und da liegen sie Alle unten in der alten Gruft, Platte bei Platte, und da hängen ihre Gedenktafeln in der Kirche und ihre Waffen im Rittergange. So etwas ist selten geworden in unserer schwacherlustigen Zeit und Du müßtest doch kein Thurna=Dornburg sein, wolltest Du nicht wünschen, Dir und Deinen Kindern die alte Heimat zu erhalten.“

„Mir — und — meinen — Kindern!“ wiederholte Graf Lorenz gedehnt.

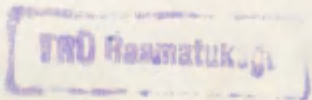
„Ja! Zwei Dinge setze ich freilich dabei als selbstverständlich voraus: daß Du die Dornburg bewohnst und Dich verheirathest.“

„Madre di Dios!“ murmelte Graf Lorenz im weichsten Spanisch, mit einem flehenden Blick.

„Junge! Bist Du denn des Herumstreifens noch nicht müde? Hast Du Dich noch nie nach einer geordneten Häuslichkeit und einer guten, braven Frau gesehnt?“

„Noch nie!“ sagte der Nefte aufrichtig.

Sein Dunkel, weniger denn je im Stande, ihn zu begreifen, fuhr nun eifrig fort, ihm alle Vor-



theile eines festen Heimwesens und eines glücklichen Ehestandes auseinander zu setzen.

„Die Hauptsache ist, Lorenz, daß die Frau brav, häuslich, einfach und fromm ist. Du kannst mir glauben, Schönheit ist nicht nöthig. Meine Selige war nicht schön, und auch nicht geistvoll oder superflug, aber wir waren Beide von Herzen zufrieden. Wähle ein anspruchsloses, wohlerzogenes Mädchen und wähle nicht zu lange.“

„Du meinst, daß ich morgen schon bei Fräulein Emmy anfragen soll?“ fragte Graf Lorenz mit Duldermiene.

„Dummheit!“ rief der Onkel ärgerlich, „ich meine nichts Derartiges, denn ich werde kein alter Narr sein, der sich zum zweiten Mal von Euch eine Nase drehen läßt. Freuen sollte es mich herzlich, wenn Deine Wahl auf Emmy fiele, denn sie ist ein gutes Mädchen und sehr verständig. Wer sie sieht, würde sie doch eher für dreißig als für sechszehn Jahre halten.“

„Sicherlich!“ gab der Nefte bereitwillig zu.

„Mein Himmel!“ dachte er, als er endlich, das

Licht in der Hand, zu seinem Zimmer hinaufstieg, „und in diesem Hause soll ich vier Wochen aushalten? — Nicht vier Tage!“

Dabei trat er in das altbekannte Eckzimmer, welches er schon als Knabe bewohnt hatte. Auf dem Schrank stand noch der große, ausgestopfte Adler und an der Wand hingen noch seine Waffen, Jagdhörner und Angeln.

„Hier wollen der Herr Graf schlafen?“ fragte Joseph verwundert auf die eiserne Bettstelle deutend.

„Ja, Joseph, denn heute Nacht will ich wieder ein Knabe sein!“

Umgeben von all den Andenken an seine Kindheit schlief er ein, oder versank vielmehr in einen halbwachen Zustand, darin er sich vergeblich bemühte, sich zu erinnern, wo er war und was er gethan und gesprochen und von der Angst gequält wurde, es könne ihm ein bindendes Wort entschlüpft sein. Was war verhandelt worden? War Emmy seine Braut? War er gefangen? Unklar zerrann, was er festzuhalten strebte, nur ein einziger Name stand klar und deutlich vor seiner Seele: Evelyn!

Im Moment achtlos überhört, weckte er jetzt eine fast vergessene Erinnerung, vielleicht die einzige derartige Erinnerung seines stürmischen Lebens, welche ganz schattenlos war und weder Spott noch Bedauern bei ihm wachrief.

Evelyn, Evelyn! Ein Kind, mit jenen wunderbaren, juwelengleich schimmernden sanften Augen des Südens, taucht vor ihm auf. Sie sitzt auf dem Rande eines Springbrunnens, über welchen Palmen ihre gefiederten Zweige wölben. Die kleinen Füßchen in rothen Saffianschuhen lugen unter dem Saum eines weißen Mullkleides hervor, die schwächliche, rehbraune Hand winkt, winkt, bis er näher kommt, und dann blickt ihn dies süße Antlitz flehend an, beide Hände sind bittend erhoben und sie ruft: „Ein Lied! Ein Lied! O nur ein einziges Lied auf der Violine!“

Ja, sie war nur ein Kind gewesen, und er hatte sie geliebt wie ein Bruder das sanfte, schmeichelnde Schwesterchen, aber von all den schönen, geistvollen Frauen, die er kennen gelernt, hatte keine ihm soviel Verständniß entgegengebracht, hatte keine die Märchen

so begriffen und gedeutet, die er ihr auf seiner Violine erzählte. Und wenn er manchmal so kurz auflachte und solche bizarre Dinge sagte mit lustigem Gesicht und funkelnden Augen, dann pflegte sie herbei zu springen, den Arm um seinen Hals zu legen und mit nervöser Unruhe seine Wange zu streicheln, als müßte sie da eine Falte wegwischen, die ihr nicht gefiel und gelang das nicht, dann füllten sich ihre Augen mit Thränen, während sie ängstlich flüsterte: „O, nicht so traurig sein, Comte Lorenz, nicht so traurig sein!“

Das war Evelyn gewesen.

Wie eine Mignon war sie über seinen Lebensweg gegangen und — verschwunden. In ihm blieb, ihm selbst unbewußt, eine leise Sehnsucht, die nie starb, nach einem einstigen Wiedersehen

---

## Viertes Kapitel.

---

Als Graf Lorenz am nächsten Morgen sehr spät in das Frühstückszimmer herabkam, fand er nur noch seinen Onkel vor, welcher, die Morgenzeitung auf Armeslänge von sich haltend, einen Artikel mit ausschließlichem Interesse zu studiren schien.

„Hat unser benachbartes Fürstenthum der Türkei den Krieg erklärt?“ frug sein Nefte lächelnd.

„Höre Lorenz, davon hast Du uns ja noch kein Wort erzählt!“ rief nun Graf Rudolph beinah ärgerlich und wischte sich doch die Augen.

„Ich war leider nicht im Ministerrath anwesend.“

„Wovon red'ft Du denn? Hier lies das!“

Graf Lorenz nahm die Zeitung, sein Auge fiel

sogleich auf einen fettgedruckten Artikel. Baron Tesselhof dankte dem „aufopfernden Helden“ im Namen der Bewohner von Angerode, Buchenberg und Fürstenrode für das großartige Rettungswerk.

Graf Lorenz warf die Zeitung mit einem „Dummer Esel!“ unceremoniell auf den Tisch und ließ sich von Urban Kaffee einschenken.

„Nun?“ frug sein Dunkel.

„Bah, der Mauu macht mich nervös. Ich kann Alles vertragen, nur keinen Verstoß gegen den guten Geschmack und wenn ich mir das zweifelhafteste Vergnügen bereitere, einige halbersäufte Kantippen ans Land zu ziehen, so ist das eine Sache, die man mit Stillschweigen übergeht.“

Er stand auf und trat in das Fenster, welches, tief in die dicke Mauer eingelassen, als Erker über der Thalwand schwebte. Unten zog sich die dornige, blüthenbesäete Rosenwildniß wie ein Teppich über den Abhang, das graue Steingeröll, felsige Vorsprünge und niedere Bäume umrankend und überwuchernd. Silbern schimmerte der kleine Bach im Grunde des Thales und dahinter zog das eigen-

thümlich sanft geschwungene Hügel land seine welligen Linien durcheinander, bis in die verschwommene blaue Ferne, da Häuser und Kirchen an duftig blaugrauen Berglehnen wie weiße Steinchen blinkten.

Graf Lorenz blickte sich um und nahm von einer Konsole ein kleines Fernrohr herab, welches dort auf derselben Stelle stand, auf der er es vor siebenzehn Jahren zuletzt gesehen. Er schraubte es auf und fragte dabei, ohne sich umzusehen: „In welcher Richtung liegt eigentlich jenes Fürstenrode?“

„Den Buchenberg kennst Du, natürlich! Nun just am Fuß desselben liegt es,“ versetzte Graf Rudolf, seine Pfeife ansteckend, „ein schöner, großer Besitz, den der Herzog gern haben wollte, aber Tesselhof giebt's nicht her. Kann es ihm nicht verdenken. Sein Vater hat es ihm gekauft, Geld hat er wie Heu und das fürstliche Leben, welches das Ganze mit sich bringt, kann er bezahlen. Aber lasse Deinen Kaffee nicht kalt werden, Lorenz,“ fügte der alte Herr schmunzelnd hinzu, „Du hast's nicht nöthig!“ und ein wohlgefälliger Seitenblick streifte das dunkle, kühn geschnittene Gesicht des Neffen.

Dieser stellte das Fernrohr hin und nahm seinen Platz wieder ein.

„Ich kann mich nicht darauf besinnen, wem Fürstenrode früher gehörte.“

„Nun, jenem unglücklichen Prinzen Heinrich, dem Vetter des Herzogs. Du weißt doch?“

„Nein, ich weiß es nicht. Ich glaube aber, Clementine erwähnte seiner gestern.“

„Na, die Sache war die: Prinz Heinrich hatte Malheur gehabt. Der beste und liebenswürdigste Mensch, den Du Dir denken kannst, erschoss er in einem Anfall sinnloser Hestigkeit seinen Freund, den Major Falkner.“

„Fatal!“ bemerkte Graf Lorenz achselzuckend.

„Wahrhaftig ja, das war es. Du konntest fürs Gewöhnliche keinen gutmüthigeren Menschen finden, als ihn, aber er verlor immer gleich den Kopf. Die Sache hat ihrerzeit viel böses Blut gemacht, denn der Herzog, um seinen Vetter zu retten, ließ ihn für irrsinnig erklären und er verschwand in einem Irrenhaus. So ganz Unrecht hatten die Aerzte wohl auch nicht, wenigstens gerieth Prinz

Heinrich aus Schmerz und Reue in einen sehr bedenklichen Geisteszustand. Nachdem er pro forma einige Zeit in jener Anstalt gewesen, verließ er, wie Eingeweihte wußten, Europa und lebte fortan in Cairo unter dem Namen eines Comte Fernay.“

Graf Lorenz ließ überrascht seinen Theelöffel herabfallen.

„Die Sache wird interessant, Onkel! Weiter, weiter.“

„Ruhig. Ich erzähle der Reihe nach, mein Bester! Urban, schenke dem Herrn Grafen noch einmal ein. Also Comte Fernay. Ja. Viele Jahre waren verstrichen. Seine Besitzungen waren verkauft, (Fürstenrode kaufte der damals eben baronisirte steinreiche Eisensabrikant Tesselhof für seinen in der Garde dienenden Sohn), sein Name war vergessen. Da tauchte plötzlich am Hofe ein junges Mädchen auf, Comtesse Evelyn Fernay, welche vom Herzog als Niemand anerkannt wurde. Man erfuhr nun, Prinz Heinrich sei gestorben und habe diese Tochter hinterlassen. Ihre Mutter war, soviel ich weiß, eine Athenerin.“

Graf Lorenz fuhr sich gedankenvoll mit der Hand über die Stirn,

„Sie wird es sein!“ sagte er, aber so leise, daß sein Onkel es nicht hörte. „Bitte, lieber Onkel, weißt Du, womit Prinz Heinrich sich in Egypten beschäftigte?“

„Na, mit Erforschung der Nilquellen und dergleichen überflüssigem Zeug.“

„Alterthumsforschungen,“ ergänzte der Nefte lächelnd.

„Ja, ja, aber was meinst Du? hast Du ihn gekannt?“

„Ja.“

Ehe Graf Rudolph seiner Verwunderung Ausdruck geben konnte, öffnete sich die Thür und Frau Clementine trat, in schwarzem Gewande, das goldumränderte Gesangbuch unter dem Arm, ins Zimmer.

„Es ist Zeit zur Kirche,“ sagte sie, mit einem Blick auf die Uhr. Im Hintergrunde erblickte man die Knaben und Fräulein Emmy ebenfalls für die Kirche angezogen.

„Ganz recht!“ sagte der Onkel, indem er aufstand, seine mächtige Pfeife ausklopfte und nach Gut und Gesangbuch griff. „Kommst Du mit Lorenz?“

„Ist die Kirche noch unverändert?“

„Nun natürlich, was sollte dran geändert werden?“

„Dann ist das Kirchengehen eine mit Lebensgefahr verbundene Sache.“

„Dummes Zeug,“ brummte Graf Rudolph, das Gesangbuch unter den Arm schiebend, „hat sie dreihundert Jahr gestanden, so steht sie noch sechshundert Jahr, und ehe ich niederreiße, was meine Vorfahren gebaut haben, um ein modernes, weißgetünchtes Puppenhaus hinzusetzen, müßte ich ein kurios andrer Kerl geworden sein.“

Graf Lorenz hielt mit einer eleganten Verneigung die Thüre auf, schloß sie dann sehr sanft hinter den Hinausgehenden, ging, sowie er sich allein sah, in das Erkerzimmer, welches er weit öffnete, daß die vielen kleinen, bleiumsaften Scheiben klirrten und die köstliche, gewürzige Mailuft ins Zimmer strömte. Dann warf er sich, so lang er war, auf

das im Erker stehende, lederbezogene Sopha, zündete sich eine Cigarre an und blickte schweigend hinaus ins grüne Waldland. Aber die Buchenberge wurden zu unabsehbaren braunen Sandbergen und das Erkerfenster zum palmenbeschatteten Thorbogen eines gepflasterten Hofes, voll rauschender Fontainen. Am Pfeiler aber lehnte wieder die leichte schwächliche Gestalt im weißen Kleide und blauglänzenden Burnus, das volle Haar von bronzefarben schimmerndem Reifen umschlossen, ein antiker Stirnschmuck, unter dem die dunklen Augen so ernsthaft schimmerten, und der dem reinen Oval des lieblichen, lichtbraunen Gesichtchens so gut stand, wie nur je einer Pharaonentochter!

Und war das nicht ein seltsamer Gedanke (unwillkürlich griff er nach dem Fernglas), daß diese Gazelle jetzt dort drüben, unter den Birken und Linden eines deutschen Waldes umherhuschte? War Evelyn Fernay denkbar, ohne den geheimnißvollen und poesiereichen Hintergrund des alten Nillandes?

Die Kirchenglocken, welche aus dem Thal heraufklangen, führten ihn endlich in die Gegenwart zurück.

Er stand auf und schlenderte in den Hof hinab, um die Stätten seiner Knabenspiele wiederzusehen.

Der Mittag brachte einen Gast, den Geheimrath von Steinbach, welcher kam, um Frau und Kinder abzuholen und den neuen Vetter kennen zu lernen. Er war ein sehr verständiger Mann. Es ist gut, daß dies schon viel ist, denn außerdem ließ sich Nichts über ihn sagen.

Nach dem Essen saßen die drei Herren im Zimmer des Onkels, indessen Frau Clementine und Emmy im anstoßenden Salon lange, dünne Strümpfe für die armen Heidenkinder strickten.

„Es komme nun, wie es wolle,“ sagte Graf Rudolph, sich im Lehnstuhl ausstreckend, „mein Testament ist gemacht und ich sag's im Voraus, der Lorenz bekommt die Dornburg . . . immer unter der Voraussetzung, daß er hier wohnt und heirathet,“ er sah den Neffen scharf an.

„Gott erhalte Dich noch lange, lieber Onkel,“ sagte dieser heiter, „Du bist ein rüstiger Sechziger. Denke noch nicht an Dein Testament.“

„Na, das wäre eine schöne Geschichte.“

„In zwanzig Jahren,“ fuhr der Neffe fort, „bin ich dann vielleicht auch auf demselben Standpunkt angelangt, wie berühmte Feldherren, Minister und Gesandte, die, wenn sie Alles erreicht hatten, was menschlicher Ehrgeiz zu erlangen trachtet, schließlich den Kulminationspunkt irdischer Glückseligkeit darin suchten, ihren Kohl selbst zu pflanzen. Weshalb sollte also nicht auch ein Zigeuner am Schlusse seines Lebens eine gewisse Sehnsucht nach der Gruft seiner Ahnen verspüren?“

Herr von Steinbach hörte diese Rede mit bedächtigem Kopfschütteln mit an.

„Der zweite Punkt aber ist weit bedenklicher,“ fuhr Graf Lorenz fort, „und an ihm wird Dein Plan wohl scheitern. Ich werde niemals meine Freiheit einer Frau opfern.“

„Redensarten!“ sagte sein Onkel verdrießlich.

Frau Clementine erschien mit ihrem Strickstrumpf in der Thüre.

„Hier ist ein Brief an Dich, Lorenz,“ sagte sie, „ein Bote hat ihn soeben gebracht.“

Graf Lorenz öffnete langsam das große Schreiben, überflog die wenigen Zeilen. „Eine Einladung zu einem kleinen, freundschaftlichen Mittagessen in Schloß Fürstenrode,“ sagte er, das Schreiben einsteckend.

„Aha, sie wollen Dich feiern, lieber Junge.“

„Dreißig Couverts, wollte ich wetten,“ sagte der Geheimerath spöttisch, „man weiß schon, was Baron Tesselhof ein kleines, freundschaftliches Mittagessen nennt.“

Graf Lorenz sah unschlüssig aus, gestern hätte er sich keinen Augenblick drüber besonnen, was er antworten werde.

„Es wird schauderhaft!“ sagte er, seinen Dunkel ansehend, als hoffe er auf eine Widerlegung dieser Annahme.

„Sicherlich, lieber Lorenz,“ sagte der alte Herr einverstanden.

„Dreißig Neugierige, die sich für verpflichtet halten, dem edlen Menschenfreunde Loaste auszubringen.“

„Natürlich, lieber Lorenz! Und das Fressen!

Denn wie soll man heutzutage ein Zwedeffen anders benennen?“

„Ja . . .“ Graf Lorenz fuhr sich mit der blendend weißen Hand verzweifelt durchs Haar, „und das Trinken! Der Deutsche suchte stets sein Heldenthum im Umfang seines Bierseidels. Von den dreißig Leuten liegen am Schluß fünfzehn unter dem Tisch . . .“ eine lange Pause, „und ich gehe doch hin!“ sagte er plötzlich und warf den Kopf zurück, als sei er zu einem logischen Schluß gekommen.

---

## Fünftes Kapitel.

---

Da das Diner auf sechs Uhr Abends festgesetzt war, so neigte sich am angezeigten Tage die Sonne bereits dem Buchenberg zu und die Schatten der Baumgruppen wuchsen, als Lorenz Thurna im bequemen Landauer durch den Park von Fürstenrode fuhr.

Auf den Wiesen und Lichtungen stand Rothwild und mancher Fasan fuhr prasselnd durch die Sträucher, als der Wagen an einer schleierhaften Drahtwand vorüberrollte hinter welcher Fichtenhecken und niederes Strauchwerk einen rieselnden Bach umsäumten. Eine schmucke mit Hirschgeweihen decorirte Jägerwohnung glitt wie ein Idyll vorüber. Die Frau Försterin saß kartoffelschälend auf der Bank vor der Hausthür und ein schöner braun und weiß ge-

flacker Hühnerhund lag ihr zu Füßen, unbeirrt durch die Tauben und Hühner, welche ringsumher auf dem weißen Kies trippelten.

Jetzt aber lichtete sich der Park und hinter jenen sammetnen Rasenflächen schimmerten die Fenster eines, im Renaissancestyl gebauten Schlosses, vor dessen Säulenfront zwei Fontainen emporschossen und ihre silberschimmernden Arme in große Marmorhassins niederfenkten. Eine blumenreiche Terrasse breitete sich davor aus.

Als der Wagen hielt, öffnete sich die Hausthür und Baron Tesselhof, gefolgt von zwei Bedienten, kam seinem Gast selbst entgegen. „Willkommen, willkommen!“ — rief er herzlich, wenn auch etwas allzu laut und streckte die Hand aus, „freue mich aufrichtig! Wahrhaftig! Kommen Sie nur herein, lieber Freund. Muß Sie augenblicklich mit den Herren bekannt machen!“

Er führte ihn durch ein hohes Vestibül und eine Bibliothek in das Herrenzimmer und endlich in den Salon, wo, wie vorausgesagt worden war, eine zahlreiche Gesellschaft versammelt war.

Bei seinem Eintritt erhoben sich alle. Ohne eine Vorstellung abzuwarten, mit jener eifrigen Zuorkommenheit, welche die Folge einer durch außergewöhnliche Begebenheit gehobenen Stimmung ist, eilten ihm die Herren entgegen, schüttelten ihm die Hand und sprachen ihm mit mehr oder minder derber Nührung ihre Hochachtung und Bewunderung aus. Dann trat ihm aus dem Kreise der Damen ein junges schönes Weib entgegen, reichte ihm die Hand und sagte mit jener weichen, süßen Stimme, die er nicht aus dem Gedächtniß verloren hatte:

„Ich freue mich herzlich, Sie wiederzusehen, Graf Thurna“ — große Thränen füllten plötzlich die dunklen Augen, aber sie lächelte dabei — grade so hatte das schlanke, schüchterne Kind auch immer unter Thränen gelächelt, wenn ein Lied, ein Bild, ein Gedanke sie wehmüthig stimmten.

„Na, na,“ polterte Tesselhof gutmüthig dazwischen, „das begrüßt sich ja wie alte Bekannte! hast Du den Grafen denn schon früher gesehen, Lina?“

„In Cairo“ — sagte sie ruhig.

Viele Augen waren auf ihn geheftet, wie er da stand vor der schönen Frau, wie er sich mit vollendet ritterlichem Anstand vor ihr verneigte — es war doch wirklich interessant, den berühmten oder berüchtigten Grafen Thurna mit eigenen Augen zu sehen.

Ein kleines hageres Männchen mit einem Kustknackergesicht stelzte jetzt herbei — er war erst eben eingetreten und drängte sich bis zum Grafen vor:

„O, Morgen — Morgen! Ich habe die Ehre! Bitte zu entschuldigen, daß ich nicht da war, den werthen Gast zu begrüßen! — Dort kommt auch schon der Dieuer, wir können zur Tafel gehen. Bitte führen Sie die Baronin.“

„Darf ich nicht bitten mich den Damen vorzustellen?“

„He? — Ist denn das nicht geschehen? — Theodor, wo hast denn Du Deine Gedanken?“

Baron Tesselhof lächelte gutmüthig. So sieht ein Neufundländer auf einen kleinen knurrenden Pintscher herab.

Die Vorstellung fand statt. Zwischen den lichten,

glitzernden Dinertoiletten der Damen flammten hie und da die bunten Kragen einiger Kriegshelden.

Als diese Ceremonie vorüber war, legte die junge Frau schweigend ihre Hand auf den Arm ihres Kavaliers und eröffnete mit ihm den langen Zug, der sich durch eine Reihe fürstlich eingerichteter Gesellschaftszimmer nach dem Eßsaal herüber bewegte und an der silberbeladenen Tafel Platz nahm. Der Saal war hoch und superb decorirt — fast ein wenig zu pomphaft. Diese Ueberfülle an prunkenden Seidenstoffen, Gold, Silber und kostbaren Holzarten, diese fast mannshohen japanesischen Vasen an den Fensterpfeilern, trugen ein wenig das Gepräge der Zurschaustellung eines ungewöhnlichen Reichthums. Es wollte Graf Lorenz scheinen, als protestire die junge Hausfrau durch die Einfachheit ihrer Toilette, gegen den gleißenden Schimmer ihres Hauses. Sie war in mattes Weiß gekleidet, nur eine cremefarbene Rose leuchtete im schwarzen Haarknoten. Sah auch der Kenner, daß es lauter echte Brabanter Spitzen waren, welche die blumenhafte Gestalt umrieselten, so stach sie doch gegen all die

aufgebauschten lichtblauen und rosenrothen Seidenroben ihrer Nachbarinnen ab, wie eine schlichte Elfenbeinstatue.

Graf Lorenz war ein schlechter Esser, ein noch schlechterer Trinker — der es wohl verstand ein Glas feurigen südspanischen Weins mit Genuß zu schlürfen, aber in der Kunst, Flasche auf Flasche eines säuerlichen „Tischweines“ zu leeren, kein Meister war. Ihm blieb also viel Zeit zur Beobachtung und er beobachtete, während er mit seinen Nachbarinnen sprach und die anstürmenden neugierigen Fragen zurückwies, durch die sich Jeder Kenntniß des Rettungswerkes verschaffen wollte.

Zum ersten Mal seit siebzehn Jahren befand er sich wieder in der Gesellschaft seiner Heimat unter den Namen, die ihm, wenn er auch die Träger oft nicht kannte, doch Alle vertraut waren — und er sah mit Staunen wie sehr er ein Fremdling geworden! Alles was er sah und hörte erschien ihm ein wenig sonderbar, altfränkisch und lächerlich. Die Unterhaltung belustigte ihn, wie eine Komödie. Und die Gesellschaft? — Da waren die rothwangigen

Edelräulein mit ihren Mamas, welche über Timpe's Kraftgries debattirten. Da waren die Gutsbesitzer, deren Haar die Erntesorgen gebleicht hatten. Da waren etliche funkelnde Repräsentanten der nächsten Garnison, die Blüthe deutscher Jugend, von keiner überflüssigen Bescheidenheit niedergebeugt, sondern voll Vertrauen zum Leben und zu ihrer eigenen Unwiderstehlichkeit. Da waren aber auch einige wohlgenährte ältere Herren, welche bald England gegen Frankreich, bald Rußland gegen Oesterreich in den Krieg sandten und über zukünftige Weltbegebenheiten sprachen, als hätten sie das Programm der nächsten zehn Jahre bereits in der Tasche — jovial schmunzelnde Herren, die mit Eifer darthaten, was der und jener Feldherr versäumt hatte und dabei solche Portionen blauen Mal verspeisten und in ihrer politischen Wißbegier so angelegentlich in den Schüsseln herumstocherten, daß Graf Thurna ihnen mit Besorgniß zusah.

Er entledigte sich der Ritterpflicht jeder Dame zum mindestens eine huldigende Artigkeit zu Füßen zu legen mit souverainer Routine. Bei alledem

war da nur eine einzige Frau anwesend, die wirklich im Stande war, seine Aufmerksamkeit zu erregen und das war die Baronin Tesselhof. Wäre es nicht um alter Erinnerungen wegen, dann doch schon um des Kontrastes willen, in welchem sie zu ihrer Umgebung stand. Sie paßte hier so wenig hinein wie die antike Vase zwischen die blumenreichen modernen Porzellanarbeiten, wie die Lotosblume ins Goldlackbeet. Nicht weil sie so schön war — liebliche, rosige Frauengesichter gab es viele an der Tafel — sondern weil sie so fremdartig war. Er hatte diesen Frauentypus in fernen, sonnendurchglühnten Ländern kennen gelernt, bewundert und sympathisch gefunden — hier erst wurde es ihm bewußt, welcher Zauber sie umgab, wie es nicht die Größe dieser sanftleuchtenden Augen, die Schönheit der Züge war, was sie charakterisirte, sondern die wunderbare Harmonie die das Ganze befeelte und vereinte. Gestalt, Sprache, Stimme, Bewegungen, Alles ward von derselben, einigen Anmuth getragen, schien nach demselben Gesetz gebildet zu sein. Wir bewundern oft einen schönen Fuß, eine schöne Hand — hier waren all

die Vorzüge, die wir sonst vereinzelt zusammen suchen, zu vollendeter Einheit verschmolzen. Sanft wie jede Linie der Gestalt, schien auch jede Regung der Seele zu sein.

Als das Diner seinen Höhepunkt erreicht hatt und Toast auf Toast sich folgte — ein Sturmlaufen, dem Thurna mit kaltblütiger Ruhe Stand hielt — blickte die Hausfrau von Zeit zu Zeit mit flüchtigem Erröthen die lange Tafel herab, auf ihren Mann, dessen Stimme unter dem Einfluß des guten Rheinweines immer lauter, dessen Gesicht immer röther wurde. Die Nachbarn wußten schon, daß der „dicke Baron“ gern ein Glas über den Durst trank. Solange er aber nicht vorschlug: Na, Kinder, laßt uns was singen! — blieb seine lärmende Heiterkeit unbeachtet. Dieser Vorschlag war freilich allemal bedenklich, denn Tesselhof war im gewöhnlichen Leben so unmusikalisch, wie eine Krähe.

Bis zum Singen kam es freilich nicht, und die junge Frau bewahrte eine wunderbare Fassung. Nicht ein einziges Mal riß der Faden ihrer Unterhaltung ab, und nur Thurna sah, wie die feinen

Finger in nervöser Unruhe an der Spizenkante des Taschentuches zupften und glätteten, während Tesselhof unten mit dröhnender Stimme eine fabelhafte Jagdgeschichte erzählte und mit der Hand auf den Tisch schlug, daß die Gläser klirrten.

Nur er, der wußte, wie sie erzogen worden war und in welcher Umgebung sie aufwuchs, konnte ermessen, wie dies furchtsame, leicht erschreckte Herz bange klopfen mußte! Aber sie mußte durch eine harte Schule der Selbstbeherrschung gegangen sein, sie lächelte immer noch und ließ sich von ihrem Nachbar zur Linken das genaue Menu eines kürzlich am Hofe stattgefundenen Galadiners geben.

„Aber, dabei bemerke ich, daß Sie weder essen noch trinken, Graf Thurna,“ sagte sie, als der Herr eine Pause machte.

„Genügend um mich zu sättigen, meine gnädige Frau.“

„Man ist im Süden mäßiger als hier, ich weiß. Aber denken Sie nicht, daß das Klima hier, die Lebensweise, die Luft, es nothwendig machen,

daß die Menschen mehr essen?“ fragte sie, wie entschuldigend.

„Das will ich nun eben studiren, da ich einige Zeit hier bleibe.“

„So?“ — rief ein ihm gegenüberstehender alter Herr — „Sie bleiben in der Heimat?“

„Heimat? — Ich fürchte, ich bin zu alt, um hier einzuwurzeln.“

„Wenn Pflichten Sie hier binden —“ sagte die junge Baronin sanft, „so werden Sie sich wohl auch bald heimisch fühlen.“

„Verzeihen Sie,“ sagte er leise, sich zu ihr niederbeugend, „das ward gesagt, um was zu sagen! Ihre Ueberzeugung ist's doch nicht? Oder glauben Sie wirklich, ich würde mich nie nach dem geheimnißvollen Antlitz der Sphinx nach den Palmenhainen und dem Himmel des Südens zurücksehnen?“

Sie wich seinem Blick aus und sagte mit zitternder Stimme:

„Die Gegend hier ist sehr lieblich und die Menschen gut.“

„Was?“ mischte sich nun der Besitzer des be-

drohten Angerode, ein Herr von Ardenkleben, ins Gespräch — „Deutschland? — O, natürlich, Sie müssen hierbleiben, lieber Graf!“ — und er blickte nach seinen beiden sehr eleganten Töchtern hin — „die Baronin Tesselhof hat ganz Recht. Der Mensch soll dort leben, wohin die Pflicht ihn ruft.“

„Leider weicht mir diese strenge Göttin stets respektvoll aus! — Mich ruft sie nirgends hin!“

„Aber Sie müssen doch zugeben, daß Ihre alte Heimat ein Prachtland ist.“

„Hélas, ich bin verdorben für die idyllischen Freuden einer Kartoffelernte.“

„Nah, wer spricht hiervon? — Wer wird Sie zwingen den Pflug zu führen? — Sie können Besseres thun. Das Vaterland kann immer thatkräftige Männer brauchen, die an der Verbesserung der Geseze arbeiten.“

„Wollen Sie mich in die Kanzleien des Ministeriums sperren oder, schlimmer noch, in den Reichstag schicken? — Politik existirt nicht für mich. Ehe ich mich in diesem Gewebe kleinlicher Intriguen und großer Lügen fangen lasse, werde ich Stein-

brecher oder Lastträger! Verbesserung der Geseze! Weshalb gaben Sie dem Parteienhader diesen artigen Namen? Verschaffen Sie mir das Scepter Alexanders des Großen und ich wollte binnen Kurzem mein Vaterland verbessert haben, ohne soviel überflüssige Worte. Wenn am Kreuzweg wieder der Galgen steht und den Hochverrätther wieder das Rad erwartet, wird schon Zucht und Respekt wiederkehren. Aber Eure sogenannte Humanität, welche den Verbrecher kadjolirt und den Borgeladenen um Entschuldigung bittet, daß sie ihn inkommodirt habe, wird schließlich die Rohheit der Barbarenzeit wieder großziehen!“

Ringsumher war Alles still geworden — er hatte mit seiner leisen Stimme in seinem weichen, fremdländischen Dialekt gesprochen, aber seine Rede erregte Entsezen. Der Mann hätte wahrlich gut daran gethan, unter den Türken zu bleiben!

Nur Frau von Tesselhof sah ihn an und lächelte selbstvergessen.

„O, das war so ganz Graf Lorenz! daran hätte ich Sie wiedererkannt!“

Diejenigen Herren aber, welche soviel Mal gegessen und so mächtige Heere gerüstet hatten, wüßten sich jetzt mit den Servietten den Mund, setzten sich in Positur und schickten sich an, den hingeworfenen Fehhandschuh aufzunehmen.

Aber Graf Lorenz war nicht der Mann, um sich in eine Debatte verwickeln zu lassen. Dem Sturm der Beweisführungen gegenüber blieb er in seiner unerschütterlichen Ruhe und als die erhitzten Köpfe am wildesten schäumten, wandte er unvermerkt das Gesprächsthema, so daß die Herren erst, als es zu spät war, bemerkten, daß gar nicht mehr von Staatsverfassungen sondern von der Obstikultur im südlichen Frankreich die Rede war. Das Dessert war mittlerweile verzehrt worden und die junge Hausfrau gab mit einem fast schelmischen Lächeln das Zeichen zum Aufbruch.

In langem Zuge ging es nun wieder in die Salons zurück, wo bereits Diener mit Silberbrettchen voll duftender Mokkaschälchen über das Parquet huschten.

Tesselhof schüttelte hier dem Gast sehr kräftig die Hand.

„Gesegnete Mahlzeit! — Na, wie gefällt es Ihnen bei uns? Sind Sie satt geworden?“

Eine kleine Dame in braunseidnem Schleppeleide trat, ehe Thurna antworten konnte, herzu.

„Ich muß Sie wirklich um Entschuldigung bitten,“ sagte sie mit etwas larmoyanter, zirpender Stimme, — „die Diener sind fahrlässig gewesen und die Lüne bemerkt nie, ob ein Mensch neben ihr trinkt oder nicht. Sie müssen sehr gedurstet haben.“

„Da soll doch gleich . . .!“ polterte Tesselhof.

„Theodor, alterire Dich nicht!“ versetzte die kleine Dame kopfschüttelnd, „Du weißt, das führt zu Nichts.“

„Ich kann nur versichern, daß ich mit Allem auf das Beste und Reichlichste versorgt war.“

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, das zu sagen — aber Sie werden es niemals zugeben, daß Sie gedurstet haben,“ versetzte die Dame, mit einem Seufzer und zog sich dann zurück.

„Na!“ — rief Tesselhof verdrießlich, „wo soll

ich jetzt den Muth hernehmen, Sie zu bitten ein paar Tage bei uns zu bleiben?“

„Wenn eine Annahme dieser freundlichen Einladung Ihnen wie ein Beweis dafür erscheint, daß mir heute Mittag Nichts zu wünschen übrig blieb, so nehme ich sie augenblicklich an.“

„Nun, das ist schön!“ — sagte Tesselhof befreidigt, „ich will's glauben. Meine Schwiegermama ist immer unglücklich, wenn sie denkt es sei was versäumt worden und meine Frau denkt wenig ans Praktische. Das ist wahr.“

Die Gesellschaft hatte unterdessen Platz genommen. Durch eine offene Thüre schlüpfen zwei weißgekleidete Mädchen von acht bis neun Jahren machten hier und da vor den Damen ihre Knirchen und eilten dann leichtfüßig auf die kleine braune Dame zu.

„Ein Bonbon, Großmama!“ — rief die Eine schmeichelnd. Die Großmama drohte lächelnd mit dem Finger, aber dann holte sie aus der Tiefe ihres Strickbeutels eine Hand voll Makronen und Zuckerfrüchte. Fast im selben Augenblick trat die junge Baronin herzu und dem einen Mädchen die Süßig-

keiten mit sanfter Festigkeit aus der Hand nehmend, sagte sie leise:

„Ise, Du weißt, wie streng das der Doktor verboten hat.“

Ise wurde feuerroth und wandte sich schmollend ab. Die kleine Dame aber wehte sich, heftig athmend, mit dem Taschentuch Kühlung zu.

„Du vergißt manchmal, liebe Lina, daß ich die Großmutter dieser Kinder bin und doch wohl wissen werde, was ihnen zuträglich ist . . . aber . . .“ ihre kleine, spitze Nase röthete sich wie eine Erdbeere, — „es ist meine Aufgabe, in den Hintergrund zu treten. Geh, Ißchen, Du bekommst keine Bonbons. Die Mama ist heute nicht gut aufgelegt.“

Thurna's Hand zuckte, aber das sah Niemand. Auf die Gruppe zutretend sagte er ruhig:

„Darf ich bitten, den jungen Damen vorgestellt zu werden?“

„Umgekehrt, lieber Graf,“ versetzte die Großmama freundlich, „sehen Sie, dies sind meine Enkelchen, die Kinder meiner unvergeßlichen Auguste.“

Er begriff jetzt und er fühlte Mitleid. Er hatte

genug gesehen und gehört, um zu wissen, was ihr Lächeln so traurig gemacht hatte.

Die beiden weißgekleideten Kinder waren sehr niedliche Erscheinungen, sie sahen aus wie Zwillingsschwesterchen, mit den runden Gesichtchen, weiß und roth wie Porzellanpuppen, und dem rothblonden Haar — aber die Art wie Fräulein Lenore hinter dem Rücken der Mama der Schwester heimlich eine Handvoll Bonbons zusteckte und Fräulein Ilse, in kindlicher Freude der Mama eine Nase drehte, verminderte ihre elfenhaften Reize.

Im nächsten Augenblick hatte sich die kleine Gruppe wieder aufgelöst. Die alte Dame eilte davon, um dem Diener einige Befehle zu geben und die junge Frau führte Lenore einigen Damen zu, welche wissen wollten, wie der Schnitt dieses allerliebsten Kleidchens sei.

Graf Thurna blieb mit der kleinen Ilse allein und blickte mit zusammengezogenen Brauen auf die Kleine herab. Ihre hellblauen, behenden Augen begegneten diesem Blick und sie sicherte.

„Hast Du es gesehen?“ frug sie vertraulich,

„es ist schrecklich leicht die Mama hinter's Licht zu führen . . . aber Du darfst ihr nichts sagen — gelt? Schau her“ . . . sie klopfte mit der Hand auf ihre Tasche und nickte, „ganz voll ist es, sage ich Dir! Willst Du Eins haben?“

„Ich muß ergebenst danken.“

„Du wirst doch keinen Humor machen? Das wäre geklatscht!“ sagte die Kleine drohend. „Die Mama hat uns Nichts zu verbieten, mußt Du wissen. Sie ist garnicht unsere Mama. Sie ist nur Papas Frau. Wir thun was wir Lust haben und was uns die Großmama erlaubt. Die Großmama ist furchtbar gut. Sie erlaubt Alles. Aber pst! . . . da ist die Miß. Der sagst Du Nichts, sonst nimmt sie uns Alles fort und ißt es selber. Sie ist furchtbar gefräßig, mußt Du wissen, aber Du darfst's nicht weiter sagen.“

Und ihr Röächchen schwenkend, flatterte die hoffnungsvolle junge Elfe von dannen. Der kleine Herr mit den steifen Beinen und dem Nußnacker- gesicht näherte sich jetzt dem Grafen und sein faltiges Antlitz verzog sich zu einem Lächeln, während er mit

dem Finger drohte: „Ei, ei, Herr Graf! Was muß ich sehen? Machen da meiner Enkelin den Hof?“ schnarrte er, „das fängt früh an. Hi, hi, hi . . . ein Blitzmädel, die Ise — gescheiter als zehn Erwachsene zusammen! Apropos, da sagt mir eben der Tesselhof, Sie wollten uns die Ehre geben? Soll mich herzlich freuen . . . bitte, bitte keinen Dank! Stelle Ihnen zwei vorzügliche Reitpferde zur Verfügung! Aber da werden schon die Wagen angefragt. Unsere Gäste wollen fort! Ich habe die Ehre, Herr von Kendar . . . guten Abend, Herr von Barwitz! haben Sie den Schimmel noch, die verwünschte Bestie? . . . Guten Abend, Herr Lieutenant.“

Graf Thurna hörte noch das „Guten Abend, Herr Major“ — dann fuhr er herum, denn die junge Hausfrau sprach ihn an:

„Ich vereinige meine Bitte mit der meines Mannes,“ sagte sie, „wollen Sie uns einige Tage schenken?“

Man hörte es ihrer Stimme an, daß sie gewohnt war, diese Worte auszusprechen. Sie sagte es fast mechanisch und sie lächelte verbindlich wie

eine liebenswürdige Hausfrau lächeln muß. Er verneigte sich nur dankend.

Als die Gäste sich Alle verabschiedet hatten, blieb als Rest das Tesselhoff'sche Ehepaar und der kleine, krächzende Major mit seiner Frau, der so gerühmten „guten Großmama.“ Die kleine Dame ergriff einen großen Schlüsselkorb und trippelte geschäftig von dannen in die Gegend des Eßzimmers. Tesselhof streckte sich und gähnte gewaltig, der Major räusperte sich und zankte ihn aus:

„Ich muß sagen, Theodor, dieser Chateau-Basitte ist sicherlich im Walde an den Blaubeersträuchern gewachsen. Laß Dich da wiederum dupiren lassen. Wenn Du meinem Rath gefolgt wärst . . .“

Frau von Tesselhof aber öffnete eine hohe Glashüre, oder vielmehr Graf Thurna that es für sie und folgte ihr hinaus auf einen Balkon, der den dämmernden Garten beherrschte. Ein leiser Wind führte die Düfte der untenstehenden, blüthenbeschnittenen Drangenbäume und ein süßes Gemisch von Rosen- und Resedaarom herauf. Die junge Frau stand erst einige Zeit schweigend am Geländer, dann wandte

sie sich zu ihm und reichte ihm, wie von einem Impuls getrieben, die Hand. Ihre Augen standen voll Thränen und ihre Stimme bebte leicht, als sie sagte:

„Jetzt erst darf ich es wagen den „Comte Lorenz“ zu begrüßen, der meinem Vater einst wie ein Sohn war, der für ihn sein Leben wagte“ . . . ihre Stimme brach. Die Erinnerung an jene Zeit überwältigte sie. Sie hatte Recht, wenn sie sagte, daß sie es jetzt erst wagen durfte, ihn wiederzuerkennen. Vor ihm konnte sie ja weinen, denn er begriff diese Thränen, die dem verlorenen Glück einer seligen Kindheit galten.

„Sie sehen jetzt, ich mußte vorhin undenkbar und vergeßlich scheinen,“ sagte sie endlich, ihre Augen trocknend, „ich mußte zu Ihnen wie zu einem Fremden sprechen, denn ich traute meiner Kraft nicht. Ach! und dabei war es mir, wenn Sie sprachen, als müsse jene unvergeßliche Stimme Ihnen antworten, und ich sah wieder hinein in die grüne Wildniß unseres Gartens und über rothschimmernde Flächen hin, ich hörte unsere Fontainen

im Hofe plätschern und meines Vaters Schritt auf den Steinfliesen . . . Sie sehen wie thöricht ich bin! Doch nein, so darf ich es selbst kaum nennen. Dies sind heilige, kostbare Erinnerungen und ich weiß, auch Ihnen ist sein Andenken lieb und werth . . . sein letztes Wort war — ein Gruß an Sie.“

„Danke,“ versetzte er bewegt und nach einer Pause fügte er leise hinzu: „ich hörte nie, wie es Ihnen ging, nachdem wir uns in Triest trennten. Ich kannte ja nicht einmal das Ziel der Reise und seinen wirklichen Namen.“

„Ich auch nicht. Er fühlte sein Ende nahen und er wollte in seiner Heimat sterben und mich der Fürsorge seines Vatters übergeben. Aber er erreichte Thüringen nicht. In München —“

Sie stockte wieder. In diesem Augenblick trat Baron Tesselhof in die Glashüre und blieb zweifelnd stehen.

„Was fehlt Dir, Lina?“ fragte er, „ich dächte gar, Du heultest! Was giebt's?“

„Wir sprachen über Cairo,“ murmelte sie, ihre Thränen trocknend.

„Hören Sie, lieber Graf, das dürfen Sie nie thun!“ protestirte Tesselhof, „um Himmelswillen! Da ist's allemal gleich aus mit der Line und da ich voraussetze, daß Ihnen eine in Thränen schwimmende Frau eben so fatal ist wie mir — na komm, mein Kind,“ fügte er gutmüthig hinzu und zog sie an seine Seite, „laß das, laß das! denke nicht mehr an das dumme Zeug! Dir geht's gut und damit Basta.“

Er sprach zu ihr wie zu einem Kinde, welches man beschwichtigt, weil es Unmögliches verlangt — in diesem Augenblick brachte ein Diener eine weiße Kugellampe und stellte sie auf die oberste Stufe einer die Ecke füllenden Blumenstellage. Das weiße Licht floß wie Mondschein über die Blätter und Blüthen der erotischen Topfpflanzen, aber auch die schlanke, weiße Gestalt der jungen Frau hob sich, wie verklärt von überirdischem Glanz, gegen den dunklen Hintergrund ab. Leicht und zart wie eine Elfenkönigin stand sie neben dem großen rothbärtigen Mann, und ihre feine Schulter schien zu schwach zu sein für den Druck der großen Hand, die derb darauf klopfte.

„Da, Du trocknest jetzt Deine Thränen, Kind, so, das ist brav! Nur keine Sentimentalitäten, Du weißt, das liebe ich nicht.“

Sie antwortete kein Wort, aber ein Zittern durchlief sie und ein leiser Seufzer ließ sich nicht unterdrücken.

„Hören Sie, lieber Graf, um von was Vernünftigem zu reden, morgen zeige ich Ihnen meine Viehställe drüben auf dem Vorwerk. Ich denke, Sie sollen sich wundern“ — er schnalzte mit der Zunge — „was ein richtiger, holländischer Däse ist, davon habt Ihr drüben in Egypten doch keinen Begriff.“

„Sie werden meine Kenntnisse bereichern.“

„Ja, wissen Sie,“ fuhr Baron Tesselhof fort, ohne diesen Einwurf zu beachten, „da sagen die Leute immer: Schweizervieh! — Pah, dummes Zeug, sag' ich! Das will ich Euch schwarz auf weiß beweisen. Ich habe Beides gehabt. Soll ich Ihnen mal solch eine statistische Tabelle holen?“

Graf Thurna verneigte sich nur und Tesselhof stolperte eifertig über die Schwelle. Die Glasthüre flog klirrend zu.

Mit einem forcirten Lächeln wandte sich Baronin Evelyn zum Gast. „Die große Viehzucht drüben auf dem Vorwerk ist meines Mannes ganze Passion,“ sagte sie erklärend und setzte sich, „es ist wirklich eine riesenhafte Anlage und wohl werth, daß Sie sich dieselbe ansehen. Er — wir sind sehr stolz auf die Erfolge, die er erzielt. Fast von jeder Ausstellung kommen seine Thiere preisgekrönt zurück. Alle die Medaillen liegen auf seinem Schreibtisch und — es ist doch auch ein angenehmes Bewußtsein, sich zu sagen, daß man in — in einer Sache Außerordentliches leistet.“

Sie sprach in ruhigem Ton, erklärend und heiter, nur zuletzt wurde ihre Stimme etwas unsicher, denn er sah sie an, und vor diesem Blick, welcher einst in ihrer Seele gelesen hatte, verstummte sie unwillkürlich. Er schien zu fragen: und ist das Dein Glück?“

„Verzeihen Sie, meine gnädige Frau,“ versetzte er, „wenn ich offen bekenne, daß es mir jetzt von höherem Interesse ist, zu erfahren, wie das Schicksal meiner einstigen kleinen Pflegegeschwester sich gestaltete,

nachdem, wie ich annehmen muß, Ihr Vater in München starb?“

„Meine Tante, die Herzogin, kam selbst und holte mich ab, hierher an den Hof.“

„Und Sie fanden ein Elternhaus?“

„Ich fand liebe, gütige Verwandte, die darin wetteiferten mich Vergangenes vergessen zu machen. Aber sie konnten das nicht . . . Sie werden begreifen. Sie haben ihn gekannt und Sie wissen, wie mein Leben mit dem Seinen verschmolzen war zu einem einzigen Dasein. Die Wunde kann nie heilen, nie! Ach, und nun zu erfahren, was auf ihm gelastet hatte. Ich habe die ganze Qual seines ausgestoßenen Lebens noch einmal durchgelitten, als ich erfuhr, was ich ja bis dahin nicht ahnte. Mein armer, armer Vater!“

Sie weinte jetzt nicht, aber sie wandte sich ab und blickte hinein in die Dunkelheit des Parkes. Ihr liebliches, klarbraunes Antlitz vom sanften Lampenlicht überstrahlt, gleich in der zarten Rundung der Linien einem Kunstwerk aus köstlichem, mattgelb schimmerndem Marmor, und im Schnitt der zarten,

leichtgefenkten Lippen lag jener Ausdruck schwer-  
müthiger Trauer, den wir so oft an antiken Frauen-  
köpfen bewundern.

Graf Thurna hatte so viele schöne Frauen ge-  
sehen, bis ihm eine so gleichgültig wie die andere  
geworden und der Anblick solch eines kleinen Ant-  
litzes mit solchen übergroßen, gluthschimmernden  
Augen höchstens seine kühle Kunstkritik hervorrief,  
aber das Gesicht Evelyn Fernay's konnte ihm nie  
gleichgültig werden, schon deshalb nicht, weil es ihn  
an eine Zeit mahnte, wo er selber jünger und besser  
war, freudiger und feurriger und im Stande seine  
glückliche Jugend dankbar zu genießen, was nicht  
ausschließt, daß er immer nur ein Zigeuner, ein  
Poet, ein Müßiggänger von Profession war. Doch  
hatte er damals gemeint, den Stein der Weisen ge-  
funden zu haben. Jetzt aber kamen die Jahre, da  
er sich in einsamen Stunden fragte: und wofür lebstest  
Du eigentlich? Die Jahre, da Vieles grau wurde,  
was ihm früher in magischem Lichte strahlte, und  
Vieles lächerlich erschien, was ihm früher heilig gewesen.

Hieran dachte er, während er die zarte Frauengestalt nachdenklich, fast traurig betrachtete.

Auch sie hatte ihre Mission verfehlt, stand unbegriffen auf falschem Platz.

Es war, als errathe sie seine Gedanken und wolle denselben verbieten, weiter zu gehen.

„Lebt Ihre Violine noch?“ frug sie plötzlich in heiterem Ton.

„Ich denke, sie soll leben, so lange ich lebe — wenn ich dereinst sterbe, wird man sie zu mir in den Sarg legen — in einen schweren Bleisarg — und Sarg, Mann und Geige wird man an der steilen Klippe von Atalaya herabsenken ins tiefe Meer.“

„Also das wollen sie immer noch? Denken Sie sich, daß ich manchmal, wenn ich an meinen ritterlichen Wüstenführer, an den Zauberer mit dem braunen Mütterchen zurückdachte, Sie mir immer vorstellte, tief unten im Meer, am Fuß der Klippen im Bleisarge. Es war ein melancholisches Bild, aber es paßte mit hinein in die Erinnerung an das versunkene Paradies meiner Kindheit.“

Sie sagte dies mit einem wehmüthigen Lächeln,

aber es war zwanglos und sie sah ihn unbefangen und herzlich an.

„Meine ewige Braut soll Ihnen morgen ein Märchen erzählen, wenn Sie erlauben, und sie belohnen! Ich bin überzeugt, ich bin kein schlechter Prophet gewesen und Ihre Stimme hat gehalten, was sie versprach.“

Der unruhige Ausdruck kehrte in ihr Gesicht zurück, aber sie sagte mit heroischer Heiterkeit: „Mein Mann hat eine ausgesprochene Abneigung gegen Musik. Er leidet keine im Hause. Ist das nicht drollig?“

„Drollig!“ Er sah sie starr an. Er wußte jetzt, daß man ihr das Lebenselement genommen hatte und diese Einsicht in ein Elend, das nur er ermessen konnte, erschreckte ihn tief. Ihre Mutter war eine Sängerin gewesen und Evelyn schien eine Tochter der Musik zu sein. Musik war ihr Alles gewesen was schön und glänzend war: der blaue Himmel, das schäumende Meer, eine Fernsicht von der Höhe des Berges. Sie hatte in ihrer seltsamen,

phantasievollen Weise auch beim Sehen gehört, sie hatte in der Natur ringsum Bewegung und taktirenden Herzschlag gespürt, Harmonien und einen Abglanz jener sagenhaften Sphärenmusik vernommen, wo Andere nur sagen: Wie blau ist heut der Himmel!

„Es wird kühl draußen, wir wollen hinein gehen!“ sagte sie jetzt hastig und erhob sich.

---

## Sechstes Kapitel.

---

Drinne im Salon saßen der Major und seine Frau an einem kleinen Tischchen und spielten Schach. Er klappte seine silberne Schnupstabaßdose dabei auf und zu und räusperte sich gewaltig. Tesselhof kam eben ins Zimmer und sagte ärgerlich, er habe die betreffenden Tabellen drüben auf dem Gutshofe gelassen. Graf Thurna bedauerte und setzte sich dann an den Tisch zog ein großes Album in violetten Sammtleinband herbei und schlug es zerstreut auf während er den Zügen des Schachspiels folgte.

„Sie müssen entschuldigen, lieber Graf,“ sagte die Majorin, „aber Velfort muß jeden Abend sein Partiechen haben. Sonst ist er verdrießlich, mein Alter.“ —

Graf Thurna versäumte die passende höfliche Phrase, denn er bemerkte jetzt, daß das Prachtalbum, die großen Photographien der herzoglichen Familie enthielt.

„Ein Geschenk der Cousine meiner Frau,“ erklärte Tesselhof, „sie ist mit der Prinzess Charlotte besonders befreundet. Da, sie wird Ihnen die Bilder erklären, während ich Cigarren holen will.“ —

„Interessirt es Sie wirklich?“ — frng Baronin Evelyn zweifelnd.

„Außerordentlich. Als ich fortging waren die Prinzen noch kleine Knaben.“ —

„Dies ist der Herzog“ — sagte sie — „mein gütiger Onkel der mir so viel Freundlichkeit bewiesen hat.“ —

Thurna wandte schweigend die Seiten um — die Herzogin hatte ein mildes Antlitz, die beiden Prinzessinnen waren Schönheiten, wohl des Ansehens werth, aber er würdigte sie kaum eines Blickes — wieder wandte er das Blatt und jetzt hatte er, was er suchte. Es war die Photographie eines anscheinend gutgewachsenen Mannes mit angenehmen Zügen,

kräuseln, lichthem Vollbart und schönen, etwas melancholischen Augen.

„Ist es ähnlich?“ — frug der scharfe Beobachter und unter seinen dichten schwarzen Wimpern glitt ein forschender Blick herüber in das Gesicht der jungen Dame. Sie hatte, über eine Sticerei gebeugt, augenscheinlich seine Frage nur halb verstanden.

„Mein Vetter, der Erbprinz“ — sagte sie, rasch aufblickend, mit freundlicher Bereitwilligkeit, „ja, Sie haben Recht, er sieht seiner Mutter sehr ähnlich. Er ist auch im Charakter ihr Ebenbild, so rücksichtsvoll und bescheiden und liebenswürdig, der gute Mensch!“ —

„Und die Dame hier?“ —

„Ah, das ist seine Frau, die Erbprinzessin. Er ist seit zwei Jahren verheirathet. Finden Sie sie nicht wunderschön? Wir sind so stolz auf sie.“ —

„Schön aber kalt. Eine Juno in Marmor.“ —

„O ja, das ist möglich. Es können aber auch nicht Alle so leutselig sein, wie die Herzogin. Nun sehen Sie, dies ist hier Prinz Carl, mein Lieblingsvetter, ein junger Tollkopf, aber ein guter Junge. Er

studirt in Bonn und soll vortrefflich bei den Examen bestehen.“ —

Graf Thurna schloß langsam das Album. Er wußte nun schon genug. Wahrlich, wenn es hundert Erbprinzen gab, der jungen Frau war einer so gleichgültig wie der Andre! —

Eine kleine goldene Uhr schlug halbzehn und sie blickte auf.

„Ich begreife nicht, weshalb die Kinder nicht kommen um Gutenacht zu sagen!“ —

„Liebe Lina, nach Deiner heutigen Strenge gegen das arme Pfläschen, kann ich es nicht verwunderlich finden, wenn sie eingeschüchtert sind.“ —

Evelyn erhob sich schweigend, zündete sich ein Licht an und verließ das Zimmer; Tesselhof, der eben mit den Cigarren eingetreten war und die letzten Worte gehört hatte, brummte: „Na, was giebt's nun wieder? Ich begreife nicht, weshalb die Lina mit den Mädels nicht auskommt. Ewig höre ich von Strafen und Geschrei.“ —

Sie sagte kein Wort sondern schloß leise die Thüre und ging mit raschen Schritten hinaus in

den Vorfaal und dann einen langen gewölbten Gang entlang, bis in den Flügel welchen Belforts mit den Kindern bewohnten, denn die „Großmama“ hatte schon vor sechs Jahren, beim Einzug der jungen Frau, darauf bestanden, sich nicht von den Kindern ihrer „unvergeßlichen Auguste“ zu trennen — und dies war die erste große Enttäuschung der schüchternen, kindlichen Frau gewesen! Waren es doch die goldig schimmernden Lockenköpfchen der beiden kleinen Stieftöchterchen gewesen, die sie magnetisch in dies Haus gezogen hatten! Selbst noch zu jung, um eine Ahnung von der vollen Tragweite ihres Schrittes zu haben, hatte sie der Bitte des stattlichen Wittwers, seinen Kindern eine zweite Mutter zu werden, fast mit Entzücken gelauscht. „Oh, ich will! Ich will!“ — hatte sie gerufen — „ich will sie lieben und pflegen und ich darf sie küssen und herzen, soviel ich Lust habe und sie sind nun ganz mein eigen — nicht wahr —“

Oh, wie gut erinnerte sie sich noch ihrer eigenen Worte, während sie immer langsamer, das Licht in der Hand, den langen Gang hinabging! — Wie

hatte sie, selbst ein Kind an Jahren, die beiden kleinen Waisen geliebt . . . und es waren zwei entzückende Elfenkinder gewesen. Die schönsten, lebendigen Spielpuppen, die sich ein Kind nur wünschen konnte! Und die Herzogin hatte mit einer gewissen Gast zugeredet — und dazwischen doch wieder ängstlich gefragt: „Liebst Du ihn wirklich? — Bist Du glücklich, mein liebes Kind?“ — Aber sie war damals sehr glücklich gewesen, denn ihre Fantasie beschäftigte sich mit einer schönen, lieblichen Aufgabe . . . und dann kam Alles so überstürzend schnell! — Genau in der Zeit, die ihr Vetter, der Erbprinz, auf Reisen in Griechenland war . . . im kurzen Zeitraum von vier Wochen ward sie Braut und Frau — und an dem Tage, als er wiederkam, zog sie in Fürstenrode ein! Sie erfuhr es nie, was dann in der Residenz von Mund zu Mund lief — das Gerücht, der junge Prinz sei bei der Wiederkehr ganz zuerst in die Gemächer seiner Lieblingschwester Charlotte geeilt und habe freudig und ungeduldig ausgerufen: „Nun? Ist Evelyn nicht bei Dir?“ — Auf die Antwort aber: sie hat gestern den Baron

Tessellhof geheirathet,“ sei er bewusstlos zu Boden gestürzt.

Sie erfuhr es nie — aber vielleicht hätte es sie auch nicht sonderlich erregt. Sorgen und Enttäuschungen ganz andrer Art, erwarteten sie und traten ihr entgegen, mit dem ersten Schritt ins prächtige, fürstlich reiche Heim. Die beiden rosenwangigen Engeln wurden ihr an der Hand der Großmama entgegengeführt, und dann sogleich wieder fortgeschickt „um nicht zu stören.“

Und dabei war es geblieben! —

Armes Kind! — Wonach sie zaghaft die Hand ausstrecken mochte, es ward ihr entwunden. Die kleine Dame, mit dem verschrumpften Gesicht, im braunen Seidenkleide hatte drei Jahre lang die Zügel der Regierung geführt und war nicht gewillt, dieselben herzugeben. Und das ging sehr leicht, sowie Theodor nur begriffen hatte, daß er ein schönes, unfähiges Kind geheirathet habe und daß die Schwiegermama im Hause folglich nach wie vor unentbehrlich sei! denn Evelyn sei nur geschaffen, um verwöhnt und verhätschelt zu werden, aber nicht um

die Herrin seines Hauses, die Mutter seiner Kinder zu sein. Da nun aber das Verhättseln durchaus nicht Tesselhofs Sache war, was blieb für sie übrig?

Sie dachte an all dieses — an das Gewebe kleinlicher Intriguen und Gehässigkeiten, in welches ihr Leben eingesponnen war und ein Druck schnürte ihr die Kehle zusammen. Aber dann raffte sie sich auf, ging muthig weiter und öffnete die Thür zum Schlafzimmer der Kinder. Hier standen hinter blauen Tapetenschirmen die kleinen Betten . . . aber es schien, als sei eine Hezjagd dem Schlafengehn vorausgegangen, so wild lagen Spielsachen, Puppen Bücher, Stühle und Fußbänke im Zimmer umher. Im Nebenzimmer saß die Erzieherin und schrieb Briefe. Die junge Frau stellte das Licht hin und trat an die Betten. Lenore versteckte kichernd den Kopf, Ilse that, als schliefe sie. Evelyn beugte sich herab und küßte sie.

„Gute Nacht, Lieblinge — ich wünschte nur, Ihr hättet Euer Spielzeug fortgeräumt, ehe Ihr zu Bett geht.“ —

„Das mag die Miß besorgen, wenn sie Lust hat!“ — sichertete Lenore.

„Nein, mein Kind, das ist Eure Sache. Ich habe es Euch schon oft gesagt.“ —

„Großmama aber sagt,“ begann nun Ilse schnippisch, „daß Du uns überhaupt garnichts zu sagen hast und daß es ein großes Unglück ist, daß unsere liebe Mama im Himmel ist“ — „und Großmama sagt,“ platzte nun auch Lenore los, „daß wir uns nicht die Strümpfe selber anzuziehen brauchen, und da werden wir wohl auch nicht —“

„Ich verlange Gehorsam!“ — unterbrach Evelyn die Kleine sanft aber entschieden.

„. . . oder Du sagst es dem Papa — nicht wahr?“ — trotzte Ilse.

Die Erzieherin, eine kleine, dicke Person, war indessen in die Thüre getreten.

„Augenblicklich gehorcht Ihr der Baronin!“ — rief sie ärgerlich.

Die beiden Kinder sprangen im nämlichen Augenblick, wie weiße Häschen aus den Betten und im Zimmer umher — unter Lachen und Schreien

ward die herrschende Unordnung binnen zwei Minuten durch Umherwerfen aller Sachen verzehnfacht.

„Welche Idee, Miß Harper!“ — rief Evelyn, „so hatte ich es nicht gemeint! Was soll das nützen? — Zurück, Mse, — in Dein Bett, Lenore — Ihr werdet Euch die Füße erkälten!“ —

Ein lauter Schmerzensschrei war die Antwort. Mse hatte sich einen Gläsplitter in den Fuß getreten. Sie ward hingelegt, Evelyn untersuchte die Stelle, zog den Splitter heraus und wischte das hervortropfelnde Blut ab. Dann trocknete sie die Thränen des heftig weinenden Kindes, sprach ihr tröstend zu, und verließ endlich das Zimmer.

Lenore richtete sich ein wenig auf. Ihr hübsches Gesichtchen war roth und verlegen.

„Mse“ . . . flüsterte sie. „Mse — sie ist doch am Ende gut!“ —

„Gut? — die Großmama sagt, das ist nur Verstellung! — Au, mein armer Fuß! . . . wer ist denn Schuld an dem abscheulichen alten Gläsplitter?“ —

Und Lenore schämte sich der reuigen Regung.

Die junge Baronin kehrte unterdessen in den Salon zurück, wo Thee servirt wurde, den die Majorin im Nebenzimmer an einem kleinen Tischchen auf brodelndem silbernen Wasserkessel bereitete. Bald nachher zog sich das alte Ehepaar zurück. Die kleine Dame sprach die Hoffnung aus „ihr lieber Gast“ möge sein Zimmer komfortable und das Bett bequem finden und erkundigte sich theilnehmend wann, wie und wo er zu frühstücken wünsche. „Welfort und ich frühstücken mit den Kindern und den Gästen im Garten,“ schloß sie. Er warf einen fragenden Blick auf Tesselhof, jedoch derselbe war in Folge des stark mit Rum gemischten Thees eingekickt. Evelyn sagte hastig, „ich frühstücke immer so zeitig mit meinem Mann zusammen, daß es rücksichtslos wäre, meinen Gästen die Stunde zu nennen.“

Man hörte schon den ruckweisen Schritt des Majors auf dem Korridor und die alte Dame trippelte, den Schlüsselkorb am Arm, ihm nach, die Thüre so laut schließend, daß Tesselhof erwachte.

„Hollah, lieber Graf, was ich die ganze Zeit

sagen wollte . . . Kommen Sie mit in mein Zimmer, damit wir zusammen eine Cigarre rauchen?"

Graf Lorenz erhob sich, die Baronin wünschte ihm gute Nacht und er folgte seinem Wirth.

Als sich Evelyn allein sah, legte sie ihre Strickarbeit fort und eilte durch die Salons. Der letzte, ein rundes, rosenfarben dekorirtes Turmgemach hatte eine in ein kleines Kabinet führende Tapententhüre. In diesem Raume, den eine Hängelampe matt erleuchtete, sah es einfach und anmuthig aus, fast wie in einem Mädchenzimmer und in der That hatte Evelyn alle Erinnerungen an ihre Kindheit hier hinein gerettet, den kleinen Schreibtisch, ihre Bücher, ihre Noten, ihr kleines tafelförmiges Instrument und die Bilder die im Zimmer ihres Vaters gehangen. Hierher, wohin ihr nie Jemand folgte, denn Tesselhof sogar hatte die Existenz dieses Zimmers fast vergessen, hierher pflegte sie zu flüchten, wenn ihr das Herz voll war zum Berspringen, wenn sie sich von ihm unverstanden fühlte, dem sie so gern ein warmes Herz entgegengebracht hätte, wenn sie von den Nadelstichen ihrer Verfolger wund und gemartert

zusammenbrach. Hier pflegte sie zu sitzen und starren, thränenlosen Auges zu dem Bilde ihres Vaters empor zu blicken, um sich zu fragen: Wozu bin ich auf der Welt? — Die Pflichten, deren Erfüllung mir Befriedigung gewähren würde, sind mir geraubt worden, von Glück und Sonnenschein bin ich geschieden . . . so darf ich weder arbeiten noch genießen. Was bleibt mir? — Hier pflegte sie niederzuknien und ihr Leid Gott anheimzustellen, aber sie verstand nur um Abwendung desselben, nicht um Frieden inmitten der Trübsal zu bitten und ihr Herz ward nicht leichter.

Heute waren durch das Wiedersehen mit Thurna, alle die schmerzlich-süßen Erinnerungen wieder aufgewirbelt worden und eine magnetische Gewalt zog sie wieder zurück in die Zeiten, da sie ihn mit all der Dankbarkeit und Inbrunst einer Kinderseele geliebt, weil er der Einzige gewesen, bei dessen Anblick ihres Vaters melancholisches Antlitz sich erhellt hatte, der Einzige, der eine unfehlbare, lichtbringende Macht über das verdüsterte Gemüth des unglücklichen Mannes besaß! Fast mit Verehrung, mit aber-

gläubischem Zutrauen hatte sie zu „Graf Lorenz“ aufgeblickt, dessen gebieterischer Bogenstrich die Geister der Schwermuth bannte, wie einst die Harfe des David einem Saul Frieden brachte!

Sie setzte sich jetzt an den Schreibtisch und zog die Schieblade auf. Pakete zusammengebundener Briefe, lose Blätter, Zeichnungen, Hefte und Kästchen füllten sie. Ganz unten lag eine Mappe in grünseidenem Umschlag . . . sie hatte dieselbe in all diesen Jahren nicht wieder berührt und unter den andern Reliquien liegen lassen. Sie gehörte zwar mit in jene Zeit, aber sie war nicht heilig. Heute öffnete sie das Schloß und blickte nachdenklich auf den Inhalt. Am letzten Tage ehe Graf Lorenz so plötzlich abreiste, hatte er ihr dieselbe geschenkt. Ja, wie gut sie sich jenes Tages erinnerte. Etwas Feierliches, Seltsames — sie wußte selbst nicht was — hatte im Hause gewaltet. Der Vater, welcher in der Nacht an seinen Herzkrämpfen gelitten, hatte sie, zum ersten Mal! — aus seiner Nähe geschickt. Sie solle in ihre Zimmer gehen und sich von der alten, braunen Saida Märchen erzählen

lassen und nicht eher kommen, als bis er sie rufen lasse! — Und das hatte viele, viele Stunden gedauert. Er war mit Graf Lorenz allein gewesen. Als sie endlich zu ihm durfte, war er in großer Aufregung gewesen und hatte ihr gesagt, er habe den Entschluß gefaßt, nach Deutschland zurückzukehren. Aber sie kannte ihn zu gut um nicht zu wissen, daß das nicht die Ursache der großen, schmerzlichen Enttäuschung war, die auf seinem Gesicht gestanden hatte! — Als sie dann den Grafen Lorenz wiedergesehen — es war unten im steingepflasterten Hof gewesen — da hatte er ihr Lebewohl gesagt . . . weil er fort müsse. Er hatte lange neben ihr, auf dem Rande des plätschernden Springbrunnens gesessen, ihre Hand gehalten und gedankenvoll vor sich hingesehen und dann hatte er sie gebeten, ihm eine Locke zu schenken und hatte dieselbe zusammen gebunden und mit einem seltsamen Lächeln in die Brusttasche geschoben. „Aber Sie müssen mir auch Etwas zum Andenken geben,“ bat sie darauf schüchtern, mit thränenschwerem Blick. „Wollen Sie meine grüne Mappe haben, kleine Freundin?“ hatte

er gefragt, „die Mappe in der es so kraus und bunt aussieht, darin ich mit Notizen, Buchstaben und Bildern Tagebuch führte seit ich Ihnen zum ersten Mal begegnete?“ — und er war gegangen und hatte die Mappe geholt und ihr abgegeben und dann hatte er, wieder mit diesem sonderbaren Lächeln einen Kuß auf ihr lockiges Haar gedrückt und war gegangen!

„Eine!“ rief Tesselhofs dröhnende Stimme aus dem anstoßenden Thurmgemach. Wie aus einer anderen Welt zurückkehrend legte sie die Mappe zurück, schloß den Schreibtisch ab und eilte hinaus. Sie sah nicht, daß ein Blatt der Mappe entglitten, unter den Schreibtisch schwebte und dort liegen blieb.

„Ach, hier steckst Du?“ sagte Tesselhof, als die Tapetenthür sich öffnete und die lichte Gestalt auf der Schwelle stand, „na, ich wollte Dir nur sagen, daß es zehn Uhr ist und Thurna heraufgegangen. Ich bin verwettert müde.“

„Jawohl, lieber Theodor! Ich werde nach Susi klingeln!“

Sie berührte einen Knopf neben der Thüre und als sie gleich darauf in ihr Toilettezimmer trat,

brannten schon die Lichte am hohen Spiegel und ein schwarzhaariges, hübsches Mädchen traf geschäftig allerhand Vorbereitungen. Sie nestelte das zarte, weiße Spitzengewand auf und breitete es über einen Stuhl, dann legte sie den Frisirmantel um die feinen Schultern ihrer „Gnädigen“ und zog vorsichtig den goldenen Pfeil aus dem knappverschlungenen, blauschwarz glänzenden Haarknoten. Als ihre Herrin ihr ein Band zum Aufbinden der über den Nacken rollenden gelösten Haarfluth reichte, beugte sich das Mädchen rasch herab und drückte einen Kuß auf diese Hand.

„Du siehst heute besonders vergnügt aus, Susi,“ sagte Frau von Tesselhof unwillkürlich lächelnd, „weshalb?“

Wieder beugte sich das Kammermädchen herab und drückte den weißen Spitzensaum des Ärmels mit stummer Inbrunst an die Lippen.

„Weil ich die gnädige Frau so liebe!“ flüsterte sie. Evelyn fühlte, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten. In ihrem liebeleeren Leben empfand sie die

hingebende, fast abgöttische Verehrung dieser armen kleinen Jose wie einen Schatz!

„Was ist es, daß Du mich so liebst, Susi?“ fragte sie.

„O, meine Herrin!“ rief das Mädchen, mit erstickter Stimme, „das weiß ich nicht, aber ich kann nicht anders . . . meine gnädige Frau ist so schön und gut — so gut ist sonst keine Dame gegen ihr Mädchen!“

„Susi, der junge Schmied war heute wieder da und sprach mit mir . . . er hat jetzt eine schöne Schmiede.“

Das junge Mädchen sprang auf und streckte abwehrend die Hände aus.

„Oh nein, nein! Ich mag nicht! So lange ich lebe, werde ich meine Baronin nicht verlassen . . . nie nie, bis sie mich fortschickt.“

„Du weißt, daß ich das nicht thue! Vergiß nicht, morgen früh die Blumen zu holen, ich werde schon um sieben auf Henri's Grab fahren.“

Damit erhob sie sich und verließ das Zimmer. Die Morgenstunde von sechs bis sieben war die

einzigste Zeit am Tage, wo die junge Frau ungestört mit ihrem Mann zusammen saß, mit ihm frühstückte und ihm, ehe er auf sein Vorwerk fuhr Gesellschaft leistete. Diese Stunde, der sie gern den erquickendsten Morgenschlaf opferte, hatten in ihr die Ueberzeugung gefestigt, daß Vieles besser sein könnte, wenn sie ihr ganzes Leben lang ungestört mit ihm allein sein dürfte.

Tesselhoff gehörte zu jenen gesunden Leuten, die am Morgen stets frisch, gut gelaunt und in bester Stimmung sind und er liebte es wenn „die Lina“ ihm den Kaffee einschenkte und seine wirthschaftlichen Auseinandersetzungen mitanhörte.

So saßen sie sich auch an diesem Morgen gegenüber, an einem kleinen, runden Tischchen. Evelyn hatte das dunkle Haar unter einem weißen Mützchen verborgen und sah sehr lieblich aus. Sie hielt die Hand auf dem Henkel der silbernen Kaffeekanne und blickte nachdenklich in die blaue Flamme der Spirituslampe. Tesselhof dehnte sich behaglich, kratzte sich den Kopf und sagte endlich auffahrend:  
 „Hollah! den Thurna hatte ich total vergessen.

Richtig, richtig! Höre, Lina, ich habe doch gestern nichts Dummes gesagt?"

„Ich habe nichts gehört,“ versetzte sie. Sonst pflegte sie wohl auf solch eine Frage scherzend zu antworten, aber heute erschien es ihr plötzlich beschämend, daß er nach einem Gastmahl so fragen mußte. Ein unendlich peinvolles Gefühl war gestern über sie gekommen, als sie Vergleiche zog zwischen der kühlen Ruhe ihres Nachbarn und Tesselhofs polternder Weinlaune.

„Na,“ fuhr er jetzt fort, „die Gäste sind für Dich, Du für die Gäste da, also übernimm es, ihn zu amüsiren. Ich lasse mich in meiner Tageseinteilung nicht stören. Du kannst mich entschuldigen. Um elf oder zwölf bin ich wieder zurück. Du könntest ihn ja mit den Ponies spazieren fahren und bringst ihn, wenn es ihm Spaß macht aufs Vorwerk. Was hilft es, über Rindvieh zu reden, man muß es sehen.“

Hier wurde die Thür hastig geöffnet und die Frau Schwiegermama in ungewöhnlichem und daher unheilverkündendem Negligé trat unvermuthet ein.

„Lieber Theodor, würdest Du wohl sogleich nach dem Doktor schicken?“ fragte die kleine Dame sehr athemlos, mit einem Blick auf Evelyn.

„Nach dem Doktor?“

„Ja, Fläschen scheint mir bedenklich krank zu sein —“

Evelyn sprang erschrocken auf und eilte, ohne sich zu besinnen, davon.

„Ich hoffe, daß es ihr leid thut,“ seufzte Frau von Belfort, „es wäre doch wirklich schrecklich, wenn eine leichtsinnige Stiefmutter auch noch überdem hartherzig wäre!“

„Ich verstehe kein Wort. Was fehlt dem Mädchel?“

„Deine Frau hat die beiden Kinder gestern Abend geweckt und sie gezwungen, ihr Zimmer aufzuräumen — barfuß, wie sie war, ist Ilse in einen Glaskasten getreten, hat sich den Fuß zerschritten, hat sich überdem erkältet — kurz ist heute Morgen ernstlich krank! Die arme, gute Lina, wenn sie sich nur nicht in Dinge mischen wollte, von denen sie Nichts versteht. Es wäre so viel besser!“

Und die Majorin drückte das Taschentuch an die Augen. Tesselhof sah verdrießlich aus. Die „ewigen Nörgeleien des Weibervolks“ waren ihm ebenso fürchterlich wie ihre Thränen. Er ging Beiden gern, ohne zu untersuchen, aus dem Wege.

„Schicke nach dem Doktor, 's wird aber schon so schlimm nicht sein. Kinder sind immer gleich ‚bedenklich‘ krank.“

„Theodor! Wenn meine arme Auguste das anhören müßte! . . . wenn sie wüßte, welch eine unerfahrene, lieblose Mutter Du ihren — ihren Kindern —“

„Larifari,“ sagte Tesselhof kurz, „die Guste war eine brave Frau, aber auf die Line laß ich auch Nichts kommen! Du vergißt immer, daß die eine Prinzessin ist und eine andere Erziehung gehabt hat.“

Die Frau Schwiegermama verließ mit tiefgefränkter Miene das Zimmer. Als Evelyn bald darauf eintrat und ruhig wieder Platz nahm, brummte ihr Gatte:

„Wozu läufst Du Abends in die Kinderstube

und steckst die Nase in Erziehungsfragen, von denen Du Nichts verstehst?"

„Du meinst, Ilse sei in Folge des Aufräumens krank geworden? Das ist nicht der Fall. Sie hat sich den Magen verdorben, weil sie gestern gegen den ausdrücklichen Wunsch des Doktors Bonbons gegessen hat. Das verträgt sie nun einmal nicht.“

„Höre, Lina, in ärztlichen Dingen ist meine Schwiegermutter nun denn doch gescheiter als Du und der ihre Geschichte klang ganz anders. Ich will das aber nicht untersuchen, man fände ja sonst nie ein Ende. Kann Dir nur rathen, Dich nicht in Dinge zu mischen, von denen Du Nichts verstehst. Adieu!“

Und aufstehend verließ er mit großen Schritten das Zimmer, um seinem Tagewerk nachzugehen, der Arbeit, die ihn beglückte und befriedigte, weil sie ihm das Bewußtsein des Schaffens verlieh und die Zeit ausfüllte, die er mit Geistesarbeit nicht zu füllen verstanden hätte.

Und sie? — Sie blieb zurück, und, mit einem Tagewerk eleganten Nichtsthuns vor sich, stand sie

den verschlossenen Thüren ihres eigenen Hauses rathlos gegenüber.

Wie wird sie ihm je beweisen können, daß sie nicht nur die Fähigkeit, nein auch den heißen Wunsch habe, seinen Kindern Mutter, seinem Hause Herrin zu sein?

Sie blickte niedergeschlagen aus dem Fenster, als Susi mit einer Menge frischabgeschnittener Blumen im weißen Laßschürzchen hereinkam.

„Der Gärtner hat sie ungern gegeben, er meint, der Herr Major würde fürchterlich zanken,“ flüsterte das schwarzäugige Mädchen lachend, erhitzt und athemlos.

Evelyn band, ohne Etwas hierzu zu sagen, die Blüthen zu einem Kranz zusammen, dann ließ sie sich Hut und Handschuh holen, vertauschte das Häubchen gegen ein Federbarett, streifte die gelbledernen weichen Handschuh über den feinen Arm und stieg dann die breite Freitreppe hinab.

Der Morgen war noch thaufrisch. Ein kleiner Ponymagen stand wartend am Fuß der Treppe. Sie stieg ein und lenkte das zierliche Gefährt durch die verschlungenen Pfade des Parkes. Von einer

Steinbank unter einer alten Eiche erhob sich eine Männergestalt und kam ihr entgegen.

„O, Graf Thurna, Sie sind schon auf? haben Sie schon gefrühstückt? haben Sie Alles bekommen, was Sie gewohnt sind . . . ich . . . ich hatte —“

Die Lüge: „Ich hatte es bestellt!“ wollte nicht über ihre Lippen! Ach, sie war ja machtlos, irgend Etwas zu bestellen!

„Ich habe selbstverständlich zu so früher Stunde das Küchenpersonal nicht allarmirt — das hat Zeit über Zeit! — Und Sie fahren schon spazieren? Eben schlug es halb acht!“

„Ja — aber nun, bitte, steigen Sie auf und fahren Sie mich nach Hause!“

„Das wird nicht geschehen. Sie haben ein Ziel vor sich. Wohin wollen Sie diese Blumen bringen?“

Sie zögerte — aber wie er so vor ihr stand und sie ansah, fühlte sie, daß er ihr kein Fremder sei, und daß sie im Stande sei, ihn mitzunehmen an ihr Heiligthum, an jenes kleine Grab, welches die höchste Seligkeit umschloß, die ihr Leben gekannt hatte.

---

## Siebentes Kapitel.

---

Die „Ponies“ waren ein Paar zierliche kleine Araber, Apfelschimmel mit Hektköpfchen und silberschimmernden Mähnen — feurige Racepferde, welche sich unter dem Zügeldruck ihres Lenkers aufbäumten, wie die Paradepferde des Circus.

So rollte der leichte Wagen fast unhörbar über die harte Straße, denn vom rothsilbernen Geschirr, bis zu den mit Gummi umschlageneu Rädern, war nichts gespart worden, um das Spielzeug der Frau Baronin chique zu machen.

Nur der klingende Aufschlag der schwarzpolirten Pferdehufe unterbrach die Stille. Graf Lorenz schob schweigend die Fliegen mit der Peitsche vom Rücken der Pferde und schien in diese Aufgabe vertieft zu sein. Sonderbar! Hundertmal in seinem

Leben war er wohl schon als dienstthuender Kavaliereiner schönen Frau an deren Seite gefahren und noch nie hatte es ihm an Konversationsstoff gefehlt. Heute fand er keine Worte.

„Wie weit liegt die Dornburg von hier?“ fragte Frau von Tesselhof endlich.

„Pardon! Ich bin ein deplorabler Gesellschafter! Die Dornburg? Zwei, drei Stunden — Lassen Sie mich nachdenken!“

„Ich war noch nie dort, aber ich höre immer, daß sie so schön sein soll.“

„Schön wie die Wartburg.“

„O, das würde ich gerne sehen! Aber wir wollen unsere Nachbarschaft nicht noch weiter ausdehnen und Frau von Stein, Frau von Stein —“

Graf Thurna lächelte.

„Nehmen Sie sich nur in Acht, was Sie über die Dame sagen, die beinah meine Frau geworden wäre . . . was meinen Sie, Baronin?“

„Sie — sie ist gewiß sehr vortrefflich.“

„Sicherlich. Ich will Ihnen Etwas sagen. Ich bin im ganzen ein courageuser Bursche, aber wenn

ich hieran denke, überläuft mich heute noch ein frommer Schauer. Sie war schon in ihrer frühesten Jugend drei Jahr älter als ich, schielte, hatte Sommersprossen, gelbe Haare und hieß Clementine. Kann man einem vernünftigen Mann wohl zumuthen, eine Frau zu heirathen, die Clementine heißt?“ —

Ihr weiches, musikalisches Lachen war ein Genuß für sein Ohr.

„Meine liebe Freundin, Frau von Kendar, heißt auch Clementine und ist, wie sie sich überzeugt haben werden eine ebenso sympathische wie hübsche Frau — von ihrer Tochter Käthchen ganz zu schweigen.“

„Wann sollte ich mich davon überzeugt haben?“ fragte er. befremdet.

„Gestern Mittag. Sie werden mir doch nicht sagen, Sie hätten die Schönheit unserer Gegend nicht bemerkt?“

„Ich lasse jetzt die Gelegenheit Ihnen Etwas zu sagen, was Sie für ein Kompliment halten würden, unbenutzt vorübergehen! Meinen Sie die kleine

Blondine mit dem Cherubsköpfchen? Ein niedliches Lärchen, Baronin Tesselhof, aber noch ein unbeschriebenes Blatt.“

„Aber Sie müssen Kendars kennen lernen. Dann werden Sie auch sehen, daß Käthchen mehr ist, als eine hübsche Puppe. Sie hat Verstand, Herz und eine übersprudelnde Lebendigkeit. Sie wird von der Herrenwelt etwas verwöhnt und bleibt doch so einfach, sie —“

„Scheint ein Engel zu sein! Machen Sie mir das Herz nicht zu schwer, ich bin ja leider doch wohl ein wenig zu alt für ein sechszehnjähriges Mädchen.“

„O, mein Himmel, hieran habe ich nicht gedacht,“ murmelte Evelyn bestürzt, während ihr das Blut in die Wangen stieg, „ich werde nur immer warm, wenn es gilt meine kleine Protégée vor dem ungerechten Vorwurf der Oberflächlichkeit und der Herzlosigkeit zu schützen! Ich muß oft für sie kämpfen, dann leider, weil sie so hübsch ist, weil sie viel älter und „capabler“ thut, als sie ist, halten Viele das für berechnende Gefallsucht was nur der pure Uebermuth eines Kindes ist! Und sie ist noch

ein Kind, ach —“ sie stockte, und als sie dann wieder sprach, schien sie fast seine Gegenwart vergessen zu haben, so achtlos glitt ihr Blick an ihm vorüber, so unwillkürlich kamen die leisen Worte über ihre Lippen, „o nein, nein! Wir wollen hieran nicht denken! Auch im Scherz kann ich die glückliche Harmlosigkeit ihrer Jugend nicht verschrecken, ihre Freiheit und Freude nicht fesseln und binden! Immer, wenn ihre Mutter von Diesem oder Jenem sprach, der ihr als Schwiegersohn willkommen wäre, habe ich bei mir gedacht: Ach, gönne ihr noch die frohe Zeit! Sage ihr nichts von Dingen, von Pflichten, die sie noch nicht versteht. Der Ernst des Lebens kommt früh genug und wir genießen unsere Freiheit, so lange wir sie haben, immer nicht bewußt genug. Unklare Träume und Phantasien erfüllen grade in jener kindlichen Zeit unser Gemüth, wir machen uns Ideale, die nie Gestalt gewinnen können und denken uns eine Zukunft, die nie Gegenwart werden kann und über die arglose Träumerin kommt unversehens die nüchterne Wirklichkeit und hat sie gefangen und — enttäuscht! — dann erhebt sich im

kindischen Herzen der Vorwurf gegen Die, welche unser Leben leiteten! hätten sie uns Zeit gelassen, klug und verständig zu werden, hätten sie uns gesagt, daß unsere thörichten Ansprüche unerfüllbar waren, weil Welt und Menschen kein Märchen sind, sondern reelle Wirklichkeit! Das Kind am Schultisch greift neugierig nach dem glänzenden Ringe und begreift erst späterhin, daß er fürs Leben fesselt und daß der, den sie für ein überirdisches Heldenbild gehalten, nur ein sterblicher Mensch ist . . .!“

Sie brach ab — immer noch blickte sie selbstvergessen in die blühende, morgenfrische Landschaft hinein. In ihrem Zuhörer aber war, während sie gesprochen, die Erinnerung an ein Gefängnißfenster erwacht, vor welchem er einst gestanden. Ein Mann drückte seine blasser Wange an das eiserne Gitter, umklammerte mit beiden Händen die Stäbe und erzählte ihm in hastigen Worten, mit scheuen Seitenblicken, die Geschichte seiner Gefangenschaft. Was er damals empfunden, Mitleid bis zu Thränen und das jäh aufflammende Verlangen, die Eisenstäbe zu zerbrechen, erfüllte ihn von Neuem — schattenhaft

und flüchtig — aber in dem Funken schlummerte die Flamme.

Der kleine Wagen rollte mittlerweile durch ein schmuckes Dorf, dessen Herrenhaus hell und einladend zwischen hohen, italienischen Pappeln herüberschimmerte.

„Dort leben Keudars,“ sagte Frau von Tesselhof in ihrem gewohnten, sanften Ton, „sie sind unsere nächsten Nachbarn, und überdem sind wir hier in Buchenberg mit eingepfarrt, da Fürstenrode kein Dorf und keine Kirche hat. Wollen Sie jetzt rechts einbiegen, so werden wir gleich am Ziele sein.“

Er lenkte schweigend die Pferde, wie sie angab. Die weiße Kirche mit silbergrau schimmerndem schlanken Thurm stand am waldigen Abhang des Buchenberges. Der Weg führte ziemlich steil bergan, bog oben um die Kirche und endete vor einem gußeisernen Gitterthor. Die Pferde hielten, Graf Thurna warf einen fragenden Blick auf die junge Frau, welche nur nickte und rasch vom Wagen sprang. Dann nahm sie die Blumen aus dem Körbchen und verschwand damit hinter dem offenstehenden Gitter-

thor. Er blickte ihr nach. Er sah die hellen Kreuze und Marmorobelisken durch das Grün blinken und ihr Kleid dahinter verschwinden. An wessen Grab ging sie? Wie ein Schauer überflog es ihn. Weshalb führte sie ihn hierher? Das Gefühl des Lebendigseins und der pulsirenden Lebenswärme war stark in ihm und die Stätte des Todes athmete ihn kalt an, wie Moderdust und Verwesung . . . und dahinein war sie ihm entglitten!

Er wandte sich fort und sein Blick tauchte mit Befriedigung tief hinein in grünschattige Waldthäler und rauschende Baumwipfel. Eine niedere Mauer umschloß wie eine Brustwehr die Kirche. Unten lag das Pfarrhaus. Ein Fußsteig, mit blühendem lila Flieder und Hollunder eingefast, führte thalabwärts.

Ein deutsches Pfarrhaus!

Er hatte lange keines gesehen und das Bild dieses idyllischen Nyls that ihm wohl. Wie still und friedlich es aus dem breitschichtigen Laub der Wallnußbäume hervorsah mit seinem braunrothen, heimatlichen Ziegeldach, weinbewachsen bis an die Fenster des Oberstockes!

Evelyns Wiederkehr unterbrach seine Betrachtungen. Das Korbchen war leer. Ihr gesenktes Gesicht trug einen traurigen Ausdruck.

Die Rückfahrt verlief fast schweigend, nur als der Wagen den Berg herabfuhr, sagte sie sehr ruhig: „Ich war am Grabe meines kleinen Sohnes. Wenn er noch lebte, würde er kommende Weihnacht schon vier Jahr alt.“

Graf Lorenz schwieg hierzu. Was sollte er hierzu sagen? Was verstand er von den Freuden und Leiden des Familienlebens!

Als sie wieder vor dem Schlosse hielten, stand auf der Terrasse der kleine schnauzbärtige Major mit seiner Morgenpfeife und warf einen prüfenden Blick auf die Pferde. Um die Ecke aber kam seine Frau getrippelt in brannem faltigen Hauskleide, den Schlüsselkorb am Arm.

„Ach, Line, das ist so ganz wie Du! . . . Der Herr Graf hat ja noch gar nicht gefrühstückt!“ rief sie, „Sie müssen wirklich entschuldigen, lieber Graf!“

Und sie führte ihn in ein ebenerdiges Gartenzimmer, halb Blumenhaus, halb Salon, mit einer

Glaswand zum Park hin. Hier stand in der Mitte, unter breitfiedrigen akazienartigen Zierbäumen und mächtigen Palmen, ein runder Tisch von zierlichen Gartenstühlen umgeben. Er war reich besetzt mit silbernem Frühstücksservice und die Majorin füllte, verbindlich lächelnd, eine Tasse mit dampfendem Kaffee und reichte sie dem Gast.

Frau von Tesselhof war fortgegangen und er blieb allein mit dem würdigen Paar. Dasselbe nahm sich wieder recht patriarchalisch aus und die alte Dame hatte eine so hausmütterliche Art, Fragen zu thun, Entschuldigungen vorzubringen und den Gast zu bedienen, daß man immer vergaß, daß sie nicht in ihrem Hause war.

Der Major zog große Rauchwolken aus seiner Pfeife, die sich dann in kunstvollen Ringeln durch die Nase verflüchtigten. Das war seine Force. Dabei spähte er mit scharfen Augen prüfend umher, augenscheinlich war er in verdrießlicher Laune und suchte ein Opfer. Dieses fand sich auch bald in Gestalt eines Gärtnerburschen, welcher zur weitauf-

geschlagenen Glasthür mit einer großen Gießkanne hereinkam und die Pflanzen zu begießen begann.

„Kann Er das nicht eher machen?“ schnarrte der gallige kleine Herr, „das ist wiederum eine Schlampererei von Euch!“

Der Bursche stellte die Gießkanne hin und blieb verlegen stehen.

„Was macht Er für ein dummes Gesicht, he?“ grunzte Major Belfort und klopfte mit dem Stock auf den Tisch, „an Ihm hat unser Herrgott doch einen Fehler gemacht, daß er Ihm nicht Ohren ansetzte, eine Elle lang! . . . Jetzt verlange ich zu wissen, wer hat heute früh, gegen mein ausdrückliches Verbot die schönsten Frührosen abgeschnitten?“

„Die — die — der — der —“

„O, bravissimo!“ murmelte Graf Lorenz amüsirt.

„Das — das!“ wetterte Major Belfort wüthend, „weiß er weiter Nichts vorzubringen?“

„Ich hab' es nicht gethan!“ betheuerte der Bursche mit schlotternden Knieen, denn er kannte den lebhaften Stock des kleinen Herrn schon aus Erfahrung. „Der Herr Gärtner — für die gnädige

Frau Baronin . . . ich meine die Susi kam und bat dar —“

Major Belfort machte Miene aufzuspringen und Michel entfloß so eilig, daß die Gießkanne umstürzte und den schön geschliffenen Mosaikboden überströmte. Der Major, dessen pockennarbiges Gesicht vor Zorn geröthet war, sprach, seinen borstigen Schnauzbart zerrend, die beruhigende Verheißung aus, daß Herr Michel nach an ihn denken werde!

Seine Frau seufzte schwer.

„Ach, Herr Graf, der Aergcr, den wir mit faulen und widerspenstigen Domestiken haben, ist unbeschreiblich.“

„Zum Kuckuck möchte man das Paß gleich jagen,“ fiel der Major ein, „ich stehe immer am Rande eines Gallenfiebers. Von den Spitzbübereien der Stallbuben, bis zu den Phantasien der jungen Baronin, die im Stande ist, ein Bouquet Citronenblüthen schneiden zu lassen . . . na, der Wirthschaft wird aber jetzt ein Ende gemacht!“

„Es wird uns wohl nichts Anderes übrig bleiben,“ sagte die Majorin trauervoll und zählte

die Maschen ihres Strickstrumpfes, „die Susi ist von jeher ein widerspenstiges Geschöpf gewesen, ich habe sie nur geduldet aus Rücksicht auf die Lina, die eine — hm — Vorliebe für diese Person hat. Aber nun —“

Sie brach ab und hustete, denn die in den Salon führende Thüre öffnete sich und Baronin Evelyn erschien mit einer Stickerin. „Die Gießkanne umgefallen?“ fragte sie lächelnd, und griff nach der Klingelschnur an der Thüre.

„Ja, Du kannst freilich lachen!“ versetzte die Majorin, „was kümmern Dich die Ungeschicklichkeiten der Domestiken?“

Der Major, welcher schon längst ungeduldig in den Park geblickt hatte, nahm jetzt die Gelegenheit wahr, um mit dem Gärtner ein Zwiegespräch zu suchen, ein Diener erschien, trocknete den Fußboden, räumte das Frühstücksgeschirre ab und brachte dann einige Kissen. In sehr kurzer Zeit hatte sich das Bild verändert. Das Etablissement war in die offene Glashür gerückt worden, von wo man die beste Aussicht in die Parklichtungen hatte. Graf

Thurna rauchte seine Havannah und Evelyn, die Füße auf ein kleines gußeisernes Bänkchen gestemmt, lehnte im bequemsten Stuhl und breitete eine halb-vollendete metallblinkende Stickerei auf ihre Kniee. Auf graubraunem Grunde zogen sich erhabene Ranken und Blüthen hin und sie fortirte die Seiden und hielt sie prüfend aneinander, als plötzlich schnelle Schritte heranstürmten. Eine blaue Schülmütze flog auf die Treppenstufen, eine jugendkräftige Gestalt warf sich vor der jungen Frau nieder und ein brauner Lockenkopf beugte sich über ihre Hände, diese, das Kleid, die Arbeit mit ungestümen Rüssen bedeckend.

„O, Edgar!“ rief sie halb lachend, halb erschrocken, „toller Bursche, welch ein Ueberfall!“

„Meine liebe, liebe, liebe, liebe —“ er hielt inne, denn jetzt erst gewahrte und erkannte er den Anwesenden und wurde feuerroth.

„Was wird Graf Thurna nur von Dir denken!“ seufzte Evelyn, „ach, meine Seiden und die Scheere!“

„Graf Thurna ist nur begierig zu erfahren, was jenem vierfachen ‚liebe‘ folgen sollte.“

Der Jüngling, immer noch auf den Knieen, rief heftig: „Du sagst es nicht! Er brauchte es nicht zu hören!

„Ich glaube doch, ich muß es sagen,“ versetzte sie, „denn Graf Thurna weiß sonst nicht, was er denken soll! Dieser gute Junge findet keinen anderen Namen für mich als: ‚Mama‘.“

„So ist er Ihr Stiefsohn?“

„O nein, aber doch mein Pflegesohn,“ ihr Blick senkte sich voll wehmüthiger Bärtlichkeit auf den Knieenden, ihre Hand strich lieblosend das braune Haar, „es ist Edgar Falkner, der Enkel jenes armen Mannes, den mein beklagenswerther Vater —“

„Ich begreife,“ sagte Graf Thurna.

„D spricht nicht hiervon!“ rief Edgar aufspringend, „wenn ich mir dächte, Du liebtest mich nur aus Barmherzigkeit, um gut zu machen! Un-erträglich! Sage, daß es um meiner selbstwillen ist!“

„Lieber Junge, ich sage Dir vor allen Dingen, daß der Chaussee-Stein dich auf Dir liegt. Gehe in Dein Zimmer und bürste Dich aus, dann lasse Dir ein Frühstück geben.“

Gehorsam wie ein kleiner Knabe kam er dem Befehl nach, ihr Blick folgte ihm freundlich.

Ja, er war eigenthümlich schön dieser kindliche und doch so männliche Bursche. Jede Linie tadellos, das braungelockte, goldflimmernde Haar über der breiten, weißen Stirn weich wie Seide, die tiefblauen, von dunklen Wimpern umschatteten Augen voll Wärme und Leben, die kraftvoll geschwungenen Lippen vom ersten, weichen Flaum bedeckt.

„Es wird Sie interessiren, Näheres über ihn zu erfahren, der so eng mit meines Vaters Leben in Zusammenhang steht! Es war der letzte Wunsch, den er mir auf seinem Todtenbette ans Herz legte, ich möchte Freundschaft und Versöhnung suchen mit der Familie des Verstorbenen. Von dieser Familie war aber, wie ich dann erfuhr, nur dieser eine Enkelsohn noch übrig. Sein Vater hatte das Vermögen im Spiel verloren und seinem Leben dann ein Ende gemacht, die Mutter war bald darauf gestorben, der Knabe war fern von hier, bei Fremden! Sowie ich mich verheirathet hatte und daher im Stande war, dem verwaisten Enkel Major Falkners

eine Heimat zu bieten, reiste ich mit meinem Mann nach Franken, wo der Knabe bei einer Lehrersfamilie lebte und holten ihn hierher. Tesselhof, der stets praktisch und gütig ist, brachte meine vielleicht etwas phantastischen Ideen in eine feste Form. Edgar kam auf das hiesige Gymnasium und es ist ihm eine jährliche Rente zugesichert worden. Tesselhof ist sein Vormund, ich aber habe das beseligende Bewußtsein, in der That ein wenig gutmachen und meines Vaters letzten Wunsch erfüllen zu können! Edgar ist ein guter Bursche, der mich rührend liebt und meinen Mann dankbar verehrt! Als er vor fünf Jahren herkam, war er noch ein Knabe, ich bereits eine verheirathete Frau. Obwohl ich in der That nur drei Jahr älter bin als er, hielt er mich natürlich für älter, weiser, verehrungswürdiger als es mir zukam und nannte mich gern ‚Mama‘. Das ist so geblieben.“

Graf Thurna hatte schweigend zugehört und seine Cigarre zwischen den Fingern gedreht, „is sie verlöschte. Jetzt strich er langsam über die silberne Dose.

„Ein schöner Bursche, der Ihnen den Kopf noch heiß genug machen wird.“

„Meinen Sie?“ fragte sie, ihn fragend ansehend, „ich hoffe nicht. Sein Vater war ein leichtsinniger Mann, aber Edgar soll den Charakter und die ehrenwerthen Eigenschaften seines Großvaters geerbt haben. Dazu kommt Tesselhofs Erziehung und das einfache Leben, welches er führt, o ich hoffe, er bleibt brav!“

„Kein Zweifel hieran,“ — der Sprecher lächelte — „ich möchte mich auch nicht in seine ‚Erziehung‘ mischen, aber mein Rath wäre der: geben Sie mir diesen vielversprechenden jungen Falken mit nach Paris.“

Ihr liebliches Antlitz überflog ein leichtes Roth, sie hob die langen dunkeln Wimpern und blickte ihn trauervoll an.

„Und was würden Sie dort aus ihm machen?“ frug sie leise.

„Einen Krieger, der im Kreuzfeuer feststeht und die Pfeile auffängt.“

Sie antwortete Nichts, aber das sanfte Karmin,

so selten auf diesem sammetbraunen Antlitze, vertiefte sich.

„Ihnen wird bange!“ sagte er nach einer Weile in sanftem Ton, aber mit belustigter Miene. „Sie denken bei sich: wie wird ein junger Mann, den Lorenz Thurna ein Vierteljahr lang in Paris ‚chaperonirte‘, wiederkommen? Nun ja, ich gebe es zu: entweder als Lump oder als Mann, dann aber auch als ein ganzer Mann! Und dieser hier wäre ein schönes Material, um daraus einen Helden zu formen, es sollte mir Vergnügen machen! Sie dürfen mich nicht für schlechter halten, als ich bin!“

„Ich weiß ganz genau wie Sie sind,“ versetzte sie lächelnd, „ein treuer Freund, ein tapferer Kamerad, so hat mein Vater Sie oft genannt . . . aber meinen Edgar behalte ich doch lieber zu Hause! Das dürfen Sie mir nicht übelnehmen.“

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, wenn ich manchmal daran denke, daß Ihr Vater Sie einst meinem Schutze übergab.“

„Was hat dies hiermit zu thun?“

„Natürlich Nichts,“ versetzte er kurz.

## Achtes Kapitel.

---

Baron Tesselhof kehrte pünktlich zurück und nahm seinen Gast sogleich in Beschlag, ihm Alles zeigend und erklärend, wovon er dachte, es könne den künftigen Herrn der Dornburg interessiren. Es ward nur noch über Bodenkultur, Arbeiterverhältnisse und Landesprodukte gesprochen und Graf Thurna ging höflich auf Alles ein. Vieles interessirte ihn wirklich. Manches war ihm neu. So kam der Mittag und mit ihm erschien Edgar, der beim Förster gewesen war. Er sah frisch und fröhlich aus und entwickelte einen Appetit, welcher ein gutes Gegengewicht seiner stürmischen Verehrung für Evelyn bildete. Tesselhof schien seine Freude an dem schönen, freimüthigen Burschen zu haben, klopfte ihn auf die Schulter und lobte ihn derb.

Nach dem Mittagessen, als sich die kleine Gesellschaft im Salon versammelte und Edgar fortging, um nach einem kranken Jagdhunde zu sehen, nickte Tesselhof dem Grafen zu: „Ich sehe, er gefällt Ihnen auch. Die Lina ist verliebt in den Jungen und will was Großes aus ihm machen. Na, ich glaube nicht, daß er just ein Licht ist, aber in der Armee werden sie ihn brauchen können. Sie will aber, daß er vorher studirt. Na, meinetwegen, sage ich. Es stehen ihm dann viele Wege offen, aber, wie ich ihn kenne, wird er doch Soldat. Bin selbst Soldat gewesen, diente in der Garde, bis zum Oberlieutenant. Famoser Beruf das! . . . aber hier kommt die Frau Schwiegermama mit einem Schälchen Kaffee!“

Graf Thurna nahm die Tasse mit einer Verehrung in Empfang, er hätte sie gern aus einer andern Hand entgegengenommen, aber es schien als dürfe Baronin Tesselhof auch hierin nicht Hausfrau sein.

„Würde es Ihnen angenehm sein gegen Abend einen Besuch in Buchenberg zu machen?“ frug die Majorin, „wir haben Ihnen hier so wenig zu bieten,

aber ich denke mir, es müßte Sie interessiren Frau von Kendars Bekanntschaft zu machen.“

„Sicherlich,“ versetzte er zerstreut.

„Lieber Theodor, der Graf würde gerne nach Buchenberg fahren.“

„Natürlich, natürlich!“ rief Tesselhof bereitwillig, „um fünf? Um sechs? wann?“

„Das,“ sagte die Majorin, „wird wohl Eine bestimmen, Du weißt, sie musizirt dann mit Frau von Kendar . . .“

„Na, da gratulire ich Ihnen,“ lachte Tesselhof, „überhaupt weiß ich nicht, weshalb das für Sie ein Amusement sein soll! Kendar ist ein intelligenter Mensch und versteht was zu reden, aber seine Frau ist eine Närrin. Hat mir leider meine Frau mit angesteckt. Wissen Sie, sie macht Gedichte und ist ‚musikalisch‘ — hrh — musikalisch! Wenn ich auf was stolz bin, so ist es darauf, daß Sie in meinem ganzen Hause kein Klavier finden!“ und Tesselhof lehnte sich behaglich im Fauteuil zurück und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte.

Die junge Baronin sagte Nichts, sie saß in einem niedrigen Schaukelstuhl und wandte das Gesicht nach dem hohen, französischen Fenster, als sei sie in den Anblick der Baumkronen des Parks verloren.

„Musikalisch!“ fuhr Tesselhof nach einer Weile fort, „wenn ich das Wort nur höre, ärgere ich mich! Wer ist heutzutage nicht musikalisch? Eine fürchterliche Mode das! Da kommt man in eine Gesellschaft, findet Den und Jenen und will ein vernünftiges Gespräch mit ihm anfangen. Gleich heißt es: Pst! Fräulein Adele oder Fräulein Solde wird singen! Manchmal singen sie auch alle Beide miteinander. Na, dagegen will ich Nichts sagen, denn da werden sie eher fertig. Hat auch was für sich. Wozu aber muß überhaupt gesungen werden? Ich stehe mittlerweile mit Keudar oder Barwitz am Ofen und warte — warte — warte — aber das jöhlt immer weiter, als ginge es ums liebe Brot. Da soll doch gleich der Blitz dreinfahren. Der Lüne, der hab' ich diese Manie aber gleich zu Anfang gründlich ausgetrieben. Die meinte auch, ohne Noten nicht ausfahren zu können und sang mit jeden Abend fürchterliche Lieder

vor. Liebes Kind, sagte ich ihr, wenn Du durchaus singen willst, so geh' damit zu Deiner Frau von Kendar, aber verschone mich damit!"

Hätte ein anderer Mann unter anderen Umständen diese Rede gehalten, Graf Lorenz hätte gedacht: Ganz meine Meinung! Aber er war eben nicht in der Stimmung so zu empfinden. Wie er, scheinbar bequem und behaglich darsaß, schien ihn doch eine nervöse Ungeduld zu durchzittern. Er warf den Kopf zurück, drehte vehement seinen Schnurrbart und lachte von Zeit zu Zeit kurz auf. Als Tesselhof geendet, rief er: „O, bravo!"

Evelyn wußte jetzt, daß er innerlich wüthend war, denn Graf Lorenz pflegte nur dann laut zu lachen.

Tesselhof wurde in diesem Augenblick abgerufen und eine unbehagliche Stille herrschte unter den Zurückbleibenden. In einer Ecke des Salons saßen Ilse und Lenore über einem großen Album, in welchem sie blätterten und dabei unaufhörlich kicherten und lachten. Evelyn, welche sie bisher nicht recht

beachtet hatte, wurde plötzlich aufmerksam, stand auf und kam auf sie zu. Im selben Augenblick ward das Album zugeschlagen und Lenore stemmte ihre Ellbogen drauf.

„Was habt Ihr in meinem Cabinet gefunden?“ frug sie.

„Nichts,“ sagte Ilse schnippisch.

„Wirklich? Nichts?“

„Natürlich nicht!“

„Doch ich hörte, daß Lore es eben sagte!“

„Wir gehen nie in Dein Cabinet,“ schmolte Lenore, „Du hast was ganz Falsches gehört.“

„Laßt mich in dies Album blicken.“

Lenore legte ihre schwächtigen Arme fest um das Buch.

„Nein, das wirst Du nicht thun! Nein, nein, das Album gehört der Großmama!“

„Es gehört mir. Zeige es her!“

Mit einem blitzschnellen Griff zog Fräulein Lorchen ein Blatt Papier aus dem Album, ballte dasselbe zu einem Knäuel und warf es der Schwester zu, welche damit zur Großmama lief.

„O Großmama, Großmama, verstecke es! Sie soll es nicht sehen! Es ist ein Spaß!“

Die junge Frau wandte sich um.

„Bringe mir dies Papier, Lenore!“ sagte sie ruhig, „ich verlange es.“

Statt der Antwort vergrub die Kleine ihr Gesicht in den Falten des braunen Seidenkleides der Großmama, welche den Arm schützend um sie legte.

„Aber Lina, ich bitte Dich! Lasse doch das Kind in Frieden. Was giebt's denn, Lorchen?“

Lorchen kicherte nur und versteckte sich noch tiefer. Sie steckte die Zunge heraus, wobei sie sich wohlweislich so stellte, daß Evelyn dies nicht sehen konnte.

Aber sie hatte sich verrechnet, im selben Augenblick hatte Edgar sie gefaßt und geschüttelt wie ein ungezogenes Hündchen, im nächsten hatte er Lenore nicht eben sanft am Arm gefaßt und aus der fest geballten kleinen Hand den Papierknäuel gewunden.

„Hier!“ rief er, sehr roth, athemlos und mit zornblitzenden Augen. Evelyn hielt ihr Eigenthum, von dem sie noch nicht wußte, was es sei, in der

Hand. Edgar war ebenso rasch aus dem Zimmer gestürmt, um sich draußen zu verprusten. Die beiden Kinder brachen unisono in ein schallendes Geheul aus, liefen der Großmama in die Arme und ließen sich mit Tröstungen überhäufen. „Wirklich zu, zu empörend,“ murmelte die kleine Dame, sich die Augen trocknend, „meine armen Lämmer!“

„Ruhig, Mädels!“ schnarrte der Major mit seinem gefürchteten Stock aufstampfend. „Ihr sollt meinethwegen mit den Ponies spazieren fahren dürfen, wenn Ihr gleich aufhört zu schreien.“

Aber die aufgeregten Gemüther ließen sich nicht so leicht beschwichtigen. Es war ein fürchterliches Konzert. Evelyns sanfte Stimme sprach dazwischen: „Mir scheint, sie haben keine Belohnung verdient. Sie waren unwahr und ungehorsam.“

„Ich habe Nichts bemerkt, als daß Edgar roh und flegelhaft war,“ versetzte die Majorin, mit empfindlicher Miene, wischte sich noch eine Thräne ab, erhob sich dann und führte die weinenden Kinder fort. Der Major stapfte hinterher um, wie er noch einmal vernehmlich sagte, den Ponywagen zu be-

stellen. Graf Lorenz hatte dieser Scene schweigend beigewohnt. Jetzt erhob er sich und trat zur Baronin, welche mit zitternden Händen, mechanisch das zerknitterte Papier zu glätten versuchte. Sie sah kaum, was es enthielt, immer wieder strichen ihre Finger mit nervöser Hast drüber hin, vermied sie den Blick des schweigenden Beobachters. Es war das erste Mal gewesen, daß ihre Reuiger öffentlich, vor Fremden, den letzten Schein ihrer Autorität umstürzten.

Das zerknitterte Papier lag jetzt ausgebreitet auf dem Tisch und Graf Thurna stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus.

„Das war es?“ fragte er, und sein Blick ruhte fast träumerisch auf einer in Wasserfarben ausgeführten Zeichnung; aus jeder Linie der Gestalten sprach Leben, jede Bewegung war charakteristisch. Auf den ersten Blick sah man nur das Getümmel eines Kampfes. Beduinen auf grauen, bäumenden Pferden umringten eine sich vertheidigende Karawane. Die weißen Mäntel der Räuber flatterten im Winde, die krummen Säbel blitzten über den Häuptern. Menschen, Pferde, Kameele drängten sich bunt durch

einander. Ziemlich in der Mitte stürzte ein Pferd, zu Tode verwundet zusammen, den Reiter unter sich begrabend, dicht daran gedrängt vertheidigte ein jugendlicher Reiter in halb europäischer, halb morgenländischer Tracht den Gestürzten und ein beide Hände zu ihm erhebendes Mädchen, gegen den Anprall der feindlichen Araberhorde, die ihn umringte. Lange Flintenläufe waren auf ihn gerichtet, funkelnde Säbel gegen ihn geschwungen, der nur eine Pistole in der Hand hielt. Sein Pferd, ein schlanker Goldfuchs, dessen geschmeidiger Körper wie polirtes Kupfer glänzte, dessen Hals sich zu fast sichelförmiger Kurve bog, blutete schon aus mehreren Wunden, dem jungen Reiter floß das Blut über die linke Hand, die den Zügel hielt. Sein Gesicht, bräunlich und dunkel war mit einer gewissen Achlosigkeit nur flüchtig gemalt, desto mehr Sorgfalt war auf das kindliche Antlitz des Mädchens verwandt, die, sich hilfesuchend an sein bäumeudes Pferd werfend, mit dem Ausdruck wilder Todesangst auf die Verfolger zurückblickte.

„Das weckt Erinnerungen!“ sagte Graf Lorenz

plötzlich und strich sich mit der Hand über die Stirn. Die junge Frau seufzte.

„Ach, es ist so lange her, daß ich dies Bild nicht sah. Wie kam es in die Hände der Kinder? Es lag in jener Mappe — die —“

„Die ich Ihnen damals gab, gnädige Frau. Ich erinnere mich sehr wohl . . . Haben Sie eine deutliche Erinnerung jenes Tages?“

„Gewiß . . . und jetzt wo ich dies Bild, dies Blatt aus Ihrem ‚Tagebuch‘ wiedersehe, wird auch diese grauenvolle Begebenheit klar vor meine Seele gezaubert. Was wäre aus uns geworden, damals, wenn Sie uns nicht zu Hülfe gekommen wären, als die Räuber die Karawane anfielen! O, wie ich mich noch erinnern kann! ‚Da kommt Hülfe!‘ sagte plötzlich ein alter Araber zu meinem Vater, der sich hart vertheidigte, und da sahen wir den kleinen Reitertrupp über den Sand gejagt kommen. Sie waren an der Spitze . . . ich sehe es noch wie heute, ich weiß auch noch, wie mir zu Muth war, als Sie uns ein deutsches Wort zuriefen. Es war das erste Deutsch, welches ich hörte, außer von den Lippen

meines Vaters! Sie erschienen mir wie ein Zauberer!“

„Das war der erste Tag unserer Bekanntschaft. Ja . . . aber ich sprach von jenem letzten Tage. Von dem Tage, da ich Ihnen die Mappe gab. Hat Ihnen Ihr Vater nie gesagt, weshalb ich so schnell abreiste? . . .“ er hielt inne und blickte sie forschend an.

„Nein,“ versetzte sie, ohne aufzublicken.

„Nicht? Nun, das ist sehr gut, Ich habe mich damals benommen, wie ein Thor. Mir ahnt, daß ich dafür noch büßen werde! Kennen Sie die Art kleiner Kinder beim Versteckspiel? Wenn Eines einmal einen guten Platz gefunden hat, so können Sie darauf zählen, daß es sich blindlings zehnmal nach einander dorthin versteckt. Denn es denkt, was einmal weise war, muß auch das nächste Mal weise sein. Solch ein Kind war ich.“

Sie blickte ihn grübelnd an mit ihren dunklen, übergroßen Augen. Sie begriff nicht, was er meinte, im nächsten Augenblick kehrten ihre Gedanken in die Gegenwart zurück, denn die Portièrre ward heftig

zurückgeschlagen und die kleine Susi stürzte athemlos und in Thränen schwimmend ins Zimmer. Ohne den Anwesenden zu beachten, erfaßte sie mit beiden Händen das Kleid ihrer Herrin.

„O, das ist aber nicht wahr! So weit darf's nicht gehen! Ich bleibe! Ich gehe nicht!“

„Kind, was soll das heißen?“

„Die Frau Majorin hat mir den Dienst gekündigt!“ platzte das Mädchen los, „wegen der Blumen. Wissen die gnädige Frau? Ich ließ mir nicht hange machen. Gleich zum gnädigen Herrn bin ich gelaufen, hab' ihm Alles gesagt — aber es half nichts,“ hier verbarg sie das Gesicht in der Schürze. Schluchzen machte ihre Worte fast unverständlich. „Die Frau Majorin war schon bei ihm gewesen, sagte er, ich sei ein leichtsinniges, widerspenstiges Mädchel, hat er gesagt, und nun auch ungehorsam. und er wolle von der ganzen Sache nichts mehr wissen!“

Sie hielt inne. Sie sagte nicht: Erlauben Sie daß ich bleibe! ach, ihre geliebte Herrin war ja machtlos, wie sie selbst.

„Beruhige Dich, Susi,“ versetzte Frau von Tesselhof mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung, „dies muß ein Irrthum sein. Ich werde mit dem gnädigen Herrn sprechen. Geh jetzt.“

Graf Thurna hielt es für taktvoll, so zu thun, als habe er diese Scene garnicht mit erlebt. Als Evelyn sich nach ihm umsah, hatte er das Zimmer verlassen.

Sie war ihm dankbar, aber daß sie dies sein mußte, war eine neue Demüthigung. Tesselhof war in seinem Schreibzimmer und entließ eben einen Baumeister, als Evelyn bei ihm eintrat.

„Ah, gut daß Du gerade kommst, Lina,“ sagte er zufrieden, „ich habe eben mit diesem Herrn verhandelt. Es betrifft die Villa Rheineck — Deine Villa! Bist Du entschieden dagegen, sie zu verkaufen?“

„Ja, ganz entschieden,“ sagte sie leise.

„Na ja, dann wird es aber Zeit, daß Herr Frankstein sich der Sache annimmt. Du weißt, die Säulenhalle davor muß renovirt werden.“

„Ich weiß es wohl, es hätte längst geschehen müssen.“

„Na, ich dachte immer, irgend Jemand kauft das Ding wie es liegt und steht. Es hat eine brillante Lage mit dem Blick auf Bingen und den Rhein. Es hätten sich schon Liebhaber gefunden, Dein Vater hat sie geschmackvoll genug bauen lassen. Was Du davon hast, irgendwo ein Haus zu besitzen vollgepfropft mit nutzlosen egyptischen Steinen und Nilschlammreliquien, begreife ich nicht recht.“

Tesselhofs Ton war etwas knurrend geworden, kein ganz günstiger Moment, um zu sagen: „Theodor, ich wollte von etwas Anderem mit Dir reden.“

„Na, dann mache rasch, denn der Wagen wird gleich kommen.“

„Theodor, ich möchte meine Kammerjungfer nicht verlieren,“ fuhr sie eindringlich fort, „ich bitte Dich, nimm Deine Einwilligung zu ihrer Entlassung zurück!“

„Liebes Kind, es ist mein Princip, nie ein gegebenes Wort zurückzunehmen, das weißt Du. Am wenigsten werde ich dies thun, wo es sich um ein faules, widerspenstiges Ding handelt.“

„Ich bitte Dich, höre auf mich! Sie ist —“

„Nein, ich mag Nichts hören. Meine Schwiegermutter versteht diese Dinge. Sie engagirt die Domestiken, sie hat folglich das Recht, dieselben nach Gutdünken zu entlassen. Basta!“

„Aber das Mädchen ist weder faul noch —“

„Das sind Meinungsfragen, Lise. Davon verstehst Du nichts, weil Du kein Urtheil drüber hast, was man von einem Diensthoren erlangen kann und was sie leisten müssen.“

Sie schwieg. Ach, dieses permanente: davon verstehst Du nichts. Ihre Seele hatte sich schon wundgerieben an diesem, jede Erwiderung abschneidenden Bollwerk. Was nützte es, ihm zu erwidern: ich verstehe es! wenn ihr doch die Möglichkeit benommen war, den thatsächlichen Beweis zu liefern? Mit müder Hoffnungslosigkeit im Herzen wandte sie sich ab und ging aus dem Zimmer. Tesselhof war ein braver Mann, aber wie ihm Weiberthränen der Schrecken aller Schrecken war, so war ihm ein trauervolles Frauenantlitz vollkommen unverstündlich. Seit zehn Jahren daran gewöhnt, in seiner Schwiegermutter die Personifikation

aller häuslichen Weisheit zu sehen, ordnete er sich ihrer Autorität schon aus Bequemlichkeit unter, umsomehr, als sie stets mit kläglichcr Miene vor ihm erschien und ihre Beschlüsse in die Form der Rathlosigkeit kleidete: „Lieber Theodor, Du kannst mir sicherlich am besten sagen, wie ich mich zu benehmen habe. Die Linc ist diesem ungehorsamen, widerspenstigen Mädchen leider attachirt und ich dürfte doch solch ein Element nicht im Hause dulden . . . aber ein Mann kann ja alle diese Dinge so viel besser beurtheilen, als wir armen Frauenzimmer.“

Und tiefgeschmeichelt durch diese Einleitung sagte Tesselhof, was jeder vernünftige Mensch doch sagen mußte: „Schicke das Mädchen fort. Die Linc versteht nichts hiervon. Basta.“

---

## Neuntes Kapitel.

---

Das Wohnhaus der Kendarschen Familie gehörte zu jenen anspruchslosen, hellshimmernden Landhäusern, die uns anheimeln, wir wissen selbst nicht weshalb. Es lag am Ausgange von Dorf Buchenberg am Saum einer Wiese, deren Ertrag durch einige geschlängelte Kieswege und Baumgruppen beeinträchtigt worden war, um Etwas herzustellen, was die Familie ohne Erröthen „Park“ nennen konnte. Vor dem Hause blühten Monatsrosen auf mit Immergrün eingefassten Blumenrondels. In der offenen Hansthür stand eine rundliche Dame mit dem frischesten Apfelgesicht, welches sich nur je eine Bierzigerin bewahrte, und breitete bewillkommend die Arme aus; während der Wagen mit den Gästen aus Fürstenrode vorfuhr.

„An mein Herz! An mein Herz, allesammt!“ rief sie lustig und lachte dann herzlich als sie Graf Thurna gewahrte.

„Ja so, Sie sind auch mit dabei? Nun, das schadet nichts! Ich freue mich unendlich darauf, Sie näher kennen zu lernen,“ und sie reichte ihm eine kleine, runde Hand, „wissen Sie, hören Sie, Ihre Rede neulich — gestern, meine ich — nein vorgestern war’s — über moderne Staatsverfassung hat mir fabelhaft imponirt. Kendar! sagte ich zu meinem Mann, da ist ’mal ein Mensch mit eigenen Gedanken! Aber kommt herein! Kommt! Evelyn, Du siehst blaß aus, Liebste! Edgar ist wieder gewachsen, Junge, Du wirst ein Riese! Lieber Tesselhof, mein Mann ist natürlich auf seiner Rieselwiese . . . o, bitte, hier herein, in dies Zimmer. Wollt Ihr nicht Platz nehmen? Ja? — Hören Sie, wissen Sie, diese Wiese ist sein Wahnsinn, Kendar denkt seit acht Tagen an nichts Anderes — aber Evelyn, höre, wie unbequem Du sitzt — komme hierher, ueben mich!“

Tesselhof griff schon wieder nach seinem Hut, den er hingelegt hatte und empfahl sich, um Herrn von Keudar aufzusuchen. Die muntere kleine Dame rief ihm nach: „Kommt nur nicht zu bald wieder. Wir wollen nun auf unsere Art lustig sein!“

Das Wohnzimmer, in welchem sie saßen, war so anmuthend und anspruchslos wie die liebenswürdige Wirthin selbst, deren glänzende Kirschaugen vor Vergnügen leuchteten. Ihre Lebhaftigkeit ließ sie nie lange bei einem Gegenstand verweilen, obwohl sie behauptete, sich für „Alles“ aufs Lebhafteste zu interessiren. Sie hatten schon über Theater, Findelhäuser, Afrikareisende, Dienstmädchen, Heine und China gesprochen, als die Thüre sich öffnete und ein etwa sechszehnjähriges Mädchen, das Schlüsselkörnchen am Arm, eintrat. Ihr folgte der, mit dem Kaffeebrett bewaffnete Diener.

„Ah! Meine Käthe hat wieder 'mal an die leibliche Erfrischung unserer lieben Gäste gedacht!“ rief Frau von Keudar vergüßt.

Junge Mädchen sind so oft mit Rosen verglichen worden, daß Wagehalfigkeit dazu gehört,

diesen Vergleich wieder hervorzuholen und doch muß es in diesem Fall abermals geschehen. Fräulein Käthchen war Rose — aber freilich nicht Rose im Allgemeinen, sondern eine ganz bestimmte Art dieser königlichen Blumenfamilie . . . eine halberblühte Knospe jener zartfarbigen Monatsrosen, welche die Form und den Duft der veredelten Arten mit der Anspruchslosigkeit der wilden Heckenrose verbinden!

Sie war niedlich mit ihrem rundlichen zarten Antlitz, dem schalkhaften Munde, dem stumpfen Näschen und den lustigen blauen Augen, am hübschesten wenn sie lachte und zwischen den purpurrothen Lippen die weißen, glänzenden Zähne schimmerten und in den rofigen Wangen sich die runden Grübchen vertieften.

Der Schlüsselforb flog in eine Sophaecke. Fräulein Käthchen eilte auf Evelyn zu und fiel ihr um den Hals.

„Evelyn, Evelyn! Ich habe Dich vierundzwanzig Stunden nicht gesehen!“

Graf Thurna war aufgestanden und wartete auf den Augenblick wo er bemerkt werde.

„Liebes Kind,“ rief Frau von Kendar ermahnend, „es sind außer Evelyn auch noch andere Personen vorhanden die —“

„Gesonnen sind in den Stand der Ehe zu treten. Ei, Mama, was würde der Pastor sagen! Guten Tag, Graf Thurna, guten Tag, Edgar!“

Und sie verneigte sich vor Letzterem bis an die Erde.

„Wo hast Du das gelernt?“ fragte Edgar ärgerlich, „sind das Deine neuen Hof-Reverenzen?“

„Evelyn!“ begann das junge Fräulein mit feierlichem Ernst, „verbiete dem Edgar mich Du zu nennen. Seitdem Prinz Carl neulich am Geburtstag der Prinzess mit mir einen Walzer tanzte, bin ich eine erwachsene Dame.“

„O, ich weiß, seitdem ist überhaupt nicht mehr mit Ihnen zu reden,“ bemerkte Edgar achselzuckend. Dann wandte er sich überdrüssig ab. Sie war so kindisch, dies Räthchen!

Dem Grafen Thurna war sie durchaus nicht zu kindisch. Er setzte sich neben sie, ließ sich von diesem ersten Ball erzählen und bald klang ihr

frisches Lachen durchs Zimmer. Doch wie ihre Mutter, hielt auch sie nicht lange Stand, und die Unterhaltung plötzlich abbrechend, sprang sie auf und ergriff Evelyns Hand:

„Du mußt mit mir kommen und die Tauben sehen die Prinzess Charlotte mir geschenkt hat. O, bitte!“ —

Evelyn erfüllte willig die Bitte. Edgar sah unschlüssig aus, aber die Neugierde überwand seinen Born und er ging mit. Graf Thurna blieb mit der Hausfrau allein, deren glänzende Augen ihn forschend betrachteten.

„Evelyn hat mir früher nie erzählt, daß sie mit Ihnen in Cairo bekannt geworden war,“ sagte sie endlich.

„So?“ — versetzte er lächelnd — „meine unbedeutende Person hat mithin keinen sehr tiefen Eindruck hinterlassen!“ — er sagte dies bedauernd und doch freute er sich innerlich weit mehr, als er sich gefreut hätte, wenn Frau von Kendar ihm mitgetheilt: Evelyn hat mir schon Wunderdinge von Ihnen erzählt.

Er seinerseits war sehr begierig gewesen, Frau von Kendar kennen zu lernen, die Frau, welche nach den Andeutungen seiner Consine Auskunft darüber geben konnte, weshalb die Richte der Herzogin den braven Tesselhof geheirathet hatte. Er frug deshalb ohne Umschweife, was den Herzog bewogen haben könnte, in diese Heirath zu willigen. Die kleine Dame erhob beide Hände und ließ sie dann in die Falten ihres weißen, mit Stiefmütterchen beblümelten Kleides sinken.

„Der Herzog? — Ach, der gute Herzog!“

Damit war Alles gesagt.

„Oder — die Herzogin?“

Frau von Kendar seufzte.

„Sie glaubte, das Rechte zu thun und schließlich — die Sache geht ja ganz gut!“ Die brave Frau wollte dies hoffnungsvoll sagen, aber die Thränen standen dick in ihren Augen.

„Ich war mit dem Prinzen Heinrich sehr befreundet,“ sagte Graf Thurna, ohne aufzublicken, „ich darf fast sagen, daß ich ein gewisses Recht habe,

Erklärung von denen zu fordern, die das Schicksal seiner Tochter gestalteten.“

„O, mein Himmel!“ — seufzte Frau von Kendar und ließ ihren Thränen freien Lauf — „Eins kann ich Ihnen zuschwören . . . ihr Herz ist nicht dabei gebrochen! Wissen Sie, der Erbprinz war und ist ihr so gleichgültig, wie nur möglich — sie ahnte Nichts davon, daß er sich so wahn sinnige Dinge in seinen dreinndzwanzigjährigen Kopf gesetzt hatte. Da war denn Tesselhofs Antrag wirklich wie eine Rettung aus fürchterlichem Dilemma . . . hören Sie, fürchterlich sage ich. Denn der Erbprinz, sonst so schüchtern wie ein junger Stubengelehrter, war gradezu wie umgewechselt! — Nun und Evelyn, — ich will nicht grade sagen, daß Tesselhof . . . obwohl der vor acht Jahren recht schlank und stattlich ausah in seiner schönen Uniform . . . nämlich, sehen Sie, er diente bei den Kürassieren — aber erbarmen Sie sich! was wollte ich sagen? — ja sehen Sie, geschwärmt hat sie grade nicht für ihn, aber für die beiden kleinen Mädels. Glauben sie mir, sie hat ihn gern genommen, um der Kinder willen.“

„Um! Weshalb leben Major Belfort und Frau in Fürstenrode?“

„Na, ich dachte mir, daß Sie das jetzt fragen würden! — Das ist's — das ist's . . . wer kann da helfen?“

„Tesselhof, wenn er ein Mann ist.“

„Ein Mann ist er, da verlassen Sie sich darauf — und eben deshalb glaubt er, sein Wort nicht brechen zu dürfen. Sehen Sie, die Geschichte ist die: als die erste Frau von Tesselhof im Sterben lag, hat sie ihrem Mann das Versprechen abgenommen, daß er ihre Eltern nicht aus Fürstenrode schießt, so lange sie leben. Belforts sind nämlich arm, wie die Kirchenmäuse. Nun hören Sie — die gute Auguste Tesselhof — ich habe sie ja gekannt — von selber ist die nicht auf diesen Gedanken gekommen, denn sie hatte wenige eigene Gedanken. Die Mama Belfort hat ihr's diktiert. Da möchte ich doch meinen Kopf verwetten. Nun kurz Tesselhof hat aber in seiner Gutmüthigkeit Ja gesagt und ihm ist's auch ganz recht. Er liebt die Evelyn — so in seiner Weise, aber er begreift nicht, daß

sie unter dieser Maßregel leidet . . . aber pft! Ich höre sie kommen. Hören Sie, was ich da schwakte, bleibt unter uns und . . . Evelyn, mein Herzle, es ist nur gut, daß Du wiederkommst! Ein wenig Musik müssen wir doch haben, ehe jene beiden barbarischen Männer kommen?“

Und sie öffnete das Klavier, setzte sich und schlug einige Akkorde an. Die junge Frau stand zögernd daneben.

„Ich weiß nicht, ob ich kann“ — murmelte sie.

„So, so, damit hast Du der Bescheidenheit ihren Tribut gezahlt und kannst nun anfangen. Ich werde Dich zum ‚Wandrer‘ von Schubert begleiten.“

Graf Thurna bewahrte in seinem Gedächtniß die Erinnerung an eine leise, süße Kinderstimme, deren Wohl laut ihn einst erfreut hatte. Es rührte ihn, daß er sie wieder hören sollte und er setzte sich in eine Fensternische um ungestört alte Erinnerungen zu feiern. Aber schon bei den ersten Tönen fuhr er aus seiner bequemen Stellung auf, wie Jemand, der gemächlich einen Bekannten erwartet, und statt dessen plötzlich den König eintreten sieht.

Seine reiche, musikalische Begabung hatte ihn in Verührung mit den Koryphäen der Gesangswelt gebracht — doch noch nie hatte er eine Stimme gehört, wie diese: voll, schmelzend, mit der Leichtigkeit der Vogelkehle aufwärtssteigend um hoch oben pianissimo zu verklingen. In den tieferen Passagen reich an Klangfarbe, blieb sie doch am Schönsten in den Mitteltönen. Hier glaubte man den durch innige Empfindung belebten süßen, klaren Flötenruf der Amsel zu hören.

Er war Kritiker genug um dies Alles kaltblütig beurtheilen zu können, aber zu gleicher Zeit erfaßte ihn ein leidenschaftliches Bedauern. Diese Stimme war ein Vogel im Käfig . . . o schlimmer noch! denn dieser darf singen.

Wäre sie frei, wäre sie ihrem Berufe gefolgt — Europa läge ihr heute zu Füßen! — „Dort wo Du nicht bist, ist — das Glück,“ schloß der pathetische Gesang. Alles blieb still — man pflegte Evelyn weder Lob noch Entzücken auszusprechen.

„Wir haben da neulich ein altes, deutsches Lied aufgestöbert,“ sagte Frau von Rendar endlich,

„die Melodie ist wunderbar einfach und zu Herzen gehend und hat Anklänge an das Volkslied: ‚Wenn ich ein Vöglein wär‘ — sowie an jenes alte Kreuzfahrerlied: ‚Schönster Herr Jesu‘. Es ist wie für Evelyns Stimme komponirt.“

Frau von Kendar schlug bereitwillig das Notenheft auf und dann fiel die süße, volle Stimme der Sängerin mit einem schüchternen Tremulando ein — es war als kämen die Worte nur zögernd über ihre Lippen. Ihn aber versetzte die Zaubergewalt dieser Töne in eine Welt, da alle Kritik aufhört.

„Das Glück — das Glück —“ klang es in seinen Ohren nach . . . welches Glück? Das, dem der Wanderer naheilt, das trügerische Lustgemälde, dessen Anblick den Verschmachtenden berauscht, bis er die große Täuschung begreift — weil in Nichts zerrann, was er für ewige Wonne gehalten?

Wie eine Warnung klangen die Worte des einfachen, herzbewegenden Liedes in seine aufgeregten Gedanken hinein:

„Seh' ich die Augen Dein, seh' ich die Augen Dein  
Wird mir so weh!

Falsch ist des Glückes Schein, wer könnt die Sünd' verzeihn?  
Herzlieb, Ade!

Laß mich von dannen ziehen, laß mich von dannen ziehn  
Herzlieb, Ade!

Kurz ist der Erde Leid, Ewige Seligkeit  
Kauf ich durch Weh! —

Er wandte sich ab und blickte fast unmutig aus dem Fenster. Dies Lied mißfiel ihm, so süß die Melodie war. Er wollte die Worte nicht hören. Er glaubte ihnen nicht.

Die am Klavier achteten nicht auf ihn. Frau von Kendar hatte schon ein anderes Lied aufgeschlagen und spielte die Begleitung — und wieder fiel die weiche, klare Stimme mit zauberhaftem Wohlklang ein und von Neuem vergaß er Alles um sich, während er zuhörte. Aus den Tonwellen baute sich ein Luftschloß auf und stieg vor seinen Augen in die Höhe — hoch oben schien es zu schweben, eine glänzende Stadt, wie er sie wohl am Himmel hatte sehen sehn, wenn er halb verschmachtet tagelang durch brennende Sandgebirge geritten war: eine Stadt voll goldener Kuppeln, sprudelnder Fontainen und schattiger Palmengärten! — Was ist das? hatte

Evelyn ihn damals gefragt und ihre großen Augen hingen wie festgebannt an der Erscheinung. Und er hatte ihr geantwortet: „Eine Täuschung, wie das Glück, das wir uns mit unsrer Seele erkaufen!“ — Er wußte es also, und doch — so ist der Mensch! — glaubte er eben an den Scheinglanz, als sich vor seinem Geiste die Wunderstadt zum zweiten Mal erhob! — Und je mehr er sich in den Anblick vertiefte, desto mehr hielt er sie für das verlorene Paradies, welches eines Helden Hand wieder herabziehen könne auf die Erde!

So sehr blendet der höllische Zauber. Nur der Geist der Wahrheit vermag zu unterscheiden zwischen Schein und Kraft, zwischen der *Fata Morgana* und dem neuen Jerusalem eines Johannes! — Beides Visionen von gleicher Schönheit, doch die Eine öffnet den ermatteten Pilger — die Andre blieb durch Jahrhunderte eine Erquickung der Christen, die Vaterstadt der Gläubigen!

Der Gesang verstummte und der Träumer erwachte. Frau von Kendars frische Stimme rief ihn zum Klavier.

„Nun, lieber Graf, Sie sagten kein Wort zu dem schönen altdutschen Liede, welches wir vorhin zum Besten gaben.“

„Die Melodie ist sanft wie der Flug eines Nachtvogels, unendlich anziehend“ — versetzte er — „aber die Worte . . . ich bin überhaupt kein Freund, der jetzt zur Manie gewordenen altdutschen Manier. Die Minnesänger leisteten viel in konfuser Sentimentalität.“

„Mein Himmel!“ — rief Frau von Reudar, nun aber schon in Feuer und Flamme gerathend, — „das ist wohl der ungerechteste Vorwurf, den man der alten Kunst machen kann. Hören Sie, erbarmen Sie sich! ist dies Lied nicht klar wie Quellwasser? Der Sänger flieht die verbotene Leidenschaft. In wenige Zeilen ist Alles zusammen gedrängt, was sich hierüber sagen läßt.“

„Der gute Hans Sachs wird viel von verbotener Leidenschaft gewußt haben . . . als ob sich die Liebe ver- und gebieten ließe! Wie einfach wäre dann das Leben. Ein Marionettentheater!“

Evelyn blickte auf und sagte leise:

„Jene, die kämpften und siegten, beweisen uns, daß Kampf und Sieg möglich ist!“

„Mancher Sieg ward aber errungen, weil eben nicht viel Kraft dazu gehörte. Das sind alles recht schöne Theorien und wir sprechen sie unseren Lehrern nach, bis das wirkliche Leben sie umwirft!“

Er sprach leise, aber sein Ton klang gereizt. Evelyn verließ das Klavier und wandte sich mit einer Frage an Käthchen. Graf Thurna warf das Notenheft auf den Tisch.

„Wenn Meister Hans oder Walter hier sagt daß man mit einem einfachen: Ade! — der Liebsten den Rücken kehren soll, so vergißt er nur Eins“ — bemerkte er nach einer Pause in gleichgültigem Ton.

„Das wäre?“ — rief Frau von Kendar vorwichtig.

„Daß die Liebe stark ist, wie der Tod. Ist nun für den Tod kein Kraut gewachsen, so auch nicht für die Liebe!“

---

## Behtes Kapitel.

---

Auch am nächsten Tage fand sich, da es Sonntag war, voraussichtlich keine Gelegenheit, die große Dekonomie des Baron Theodor gründlich in Augenschein zu nehmen, und weil sich Graf Lorenz auf die Möglichkeit eines mehrtägigen Besuchs eingerichtet hatte, nahm er Tesselhofs erneute Einladung gern an. Ueberdem hatte ihn Frau von Kendar dringend eingeladen, den Abend in Buchenberg zu verbringen und seine Violine mitzunehmen.

Am Morgen früh um neun, fuhr er mit den Tesselhofs in die Kirche. Die Sonne schien mit sonntäglicher Klarheit über Berg und Thal, die Glocken läuteten, und die Kirchengänger pilgerten den steilen Weg zum Buchenberge hinau.

Die Kirche war eine der freundlichsten Landkirchen weit und breit, am einladendsten aber an solch sonnigem Sonntagsmorgen, wenn sich die Hügel ringsum und grünleuchtend gegen den klarblauen Himmel abhoben und die walddumkränzten Wiesen, zu Füßen des Gotteshauses mit silbernem Thaubeperlt, noch kühl und dunkel im Schattenschutz des Buchenberges dalagen. Ein frohes, sonntägliches Gefühl überkommt uns, wenn wir jetzt über die niedere Kirchhofsmauer hinabblicken auf Thäler und Berge dieses gesegneten Landes. Ueber uns summen die Heerschaaren der Bienen in den blühenden Zweigen der alten Linde, von der die Sage geht, daß sie schon da stand als der erste Verkünder des Christenthums auf diesem Berge das Kreuz aufpflanzte.

Auf der Mauer aber wuchert ein bunter Teppich, Thymian, rothe Nelken und gelber Mauerpfeffer drängen und schieben ihre Blüthen aus allen Ritzen hervor.

Auch drinnen in der Kirche — nur eine anspruchslose Dorfkirche — war es sehr sonnig und

licht. Die Bänke unten waren dicht besetzt von den Bauerzfrauen und die weltliche Eitelkeit feierte in Form mächtiger buntgeblümter, landesüblicher Hauben mit monströsem Schleifenschmuck am Hinterhaupt, einen harmlosen Sieg über die wünschenswerthe Prachtverachtung.

Der Altar in dieser Kirche pflegte im Sommer stets mit frischen Blumen geschmückt zu sein und der Herr Pfarrer, welcher seit mehr denn dreißig Jahren in dieser Gemeinde das Amt verwaltete, bestieg allsonntäglich seine Kanzel mit einem so frohen Antlig, daß man meinen sollte, jede seiner Predigten müsse mit den Worten anfangen: Siehe, ich verkündige Euch große Freude!

Und es war auch nicht viel anders. Er schien immer geneigt, das Leben von der lichten Seite anzusehen, die Zaghaften zu ermuthigen, die Sünder zu trösten. Eine Bußtagspredigt gehörte mithin zu den Dingen, die ihm am schwersten fielen.

Schloß Fürstenrode hatte in dieser Kirche eine stattliche Loge, welche Baron Tesselhof noch renoviren und ausbauen ließ. Im Rahmen von bran-

nem gotischen Schnitzwerk und dunkelgrünen Draperien nahm sich das „Familienbild“ nicht schlecht aus, namentlich im Winter, wenn Tesselhof umkleidet von der Pracht seines Zobelpelzes im hochlehnigen Armstuhl saß, ihm zur Seite die schöne, schwächliche Frau im pelzverbrämten Sammetmantel und hoher Spigenkrause, das liebliche, sammetbräunliche Antlitz gesenkt, ohne einen Blick oder einen Gedanken für die Außenwelt.

Zu ihr wandte sich der gute Pfarrer stets, wenn er von den Sanftmüthigen sprach, die einst die Erde regieren sollen, von denen, die in Trübsal mit Geduld ausharren, von der Liebe die Alles hofft! — Es betrückte den braven Mann, daß, obwohl er seinen Patron hochachten mußte, in Fürstenrode doch nicht Alles so war, wie man wünschen mußte. An wem lag die Schuld? Baron Tesselhof war ein guter Mann, von jener leider altmodisch gewordenen Gottesfurcht, welche sich hauptsächlich dem dritten Gebot unterwarf. Er fehlte keinen Sonntag in der Kirche, die Kollekte fand seine Hand stets offen, er ließ am Sonntag nicht

arbeiten und hielt auf Zucht und Sitte seiner Leute. Auch vertrug er ein scharfes Mahnwort von der Kanzel herab nicht nur, er beherzigte es sogar. Alle diese Dinge hatten ein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihm und dem Geistlichen zur Folge, welches solange bestand, als der Pfarrer es sich nicht einfallen ließ, sich rathend oder vermittelnd in die Familienangelegenheiten des Schloßherrn zu drängen. Daß Herr Theodor hier jeden Eingriff zurückwies, dafür sorgte die Schwiegermama, welche in der großen Kirchenloge, ihr Plätzchen hinter einem grünen Vorhang hatte. Hier schlief sie friedlich, bis ihr Mann sich räusperte. Er that dies nicht um sie zu wecken, sondern weil er überhaupt ein unruhiger Kirchengast war. Er schlief nie — o nein! — Bald hustend, bald prustend, bald schnupfend bald niesend, pflegte er auf seinem Stuhl herum zu rutschen, mit den Füßen zu scharren, seinen Schnauzbart zu zerren, den Kopf zu schütteln. Ein heftiger Gegner des „allezeit fröhlichen“ Herrn Pfarrers, schöpfte er aus den milden Worten desselben soviel Galle, daß er von dieser edlen Materie genug ge-

sammelt hatte, um sich die ganze Woche lang über das „Zuckerwassersystem“ des geistlichen Herrn zu ärgern.

In der zweiten Reihe saßen Ilse und Lenore mit ihrer Gouvernante, still und gesetzt. Sie waren stets musterhaft in „Papas“ Gegenwart. Dahinter rangirte die zahlreiche Dienerschaft nach Rang und Würde.

Das Ganze, so dachte Graf Lorenz bei sich, wäre sehr patriarchalisch, wenn es etwas weniger Tableau wäre! — Es kontrastirte in seiner effektvollen Gruppierung und reichen Einfassung zu sehr mit der anspruchlosen Patronatsloge vis-à-vis, woselbst Frau von Kendar mit der harmlosesten Miene von der Welt neben ihrer alten Köchin saß. Er hatte keine Zeit, diese Vergleiche fortzusetzen, denn der Pfarrer bestieg eben die Kanzel, sammelte sich in kurzem Gebet und verlas dann den Text. Er that dies mit frischer Stimme, sehr eindringlich, so als wollte er zwischen jedem Satze sagen: Denkt Euch nur! Sein rundliches, wohlwollendes Gesicht mit den freundlichen Augen, strahlte von etwas Höherem,

als gewöhnlicher Jovialität. Wenn er der Leidenden, der Verirrten, der Verlorenen gedachte, pfl egte sich seine Augen schnell mit Thränen zu füllen.

Er hatte die Geschichte von der Samariterin am Brunnen vorgelesen und wenn er auch nicht umhin konnte, der Lebensführung des Weibes eine mehr trauernde als tadelnde Betrachtung zu spenden, so wandte er sich doch alsbald wieder tröstlichen Versicherungen zu: „Sehet, meine Lieben, wie sanft und holdselig der Herr allezeit mit den Frauen verfährt. Es hat mich dies oft gerührt. Er versteht, wie überall, so auch hier, das Rechte zu treffen. Oft strafte er Männer in heiligem Zorn, den Frauen war er immer ein liebevoller Bruder, der da Mitleid hatte mit ihrer Schwachheit. Schlechte Frauen sind ihm begegnet — sind vor sein Richterwort geführt worden und er hat sie nie hart angelassen. Der Sünderin im Tempel und der selbstgerechten Martha hat er mit derselben Milde den Weg zum Heil gezeigt. Wo ein gerechter Mann in gerechter Strenge verurtheilt hätte, da rettete der Gottmensch die irrende Seele durch Vergebung und Ermuthi-

gung. Er ist der Schöpfer des Himmels und der Erde, des Mannes und des Weibes und in seiner Allwissenheit kann er sich in die Seele des Einen und der Anderen versetzen und weiß mit den Verzagten und Schüchternen zur rechten Zeit zu reden.“

Graf Lorenz, welcher bei Beginn der Predigt mit einem Gesicht voll resignirter Ruhe dagefessen, hatte sich längst dem Redner zugewandt und ließ seine brennenden Augen in erwartungsvoller Spannung auf dem milden Antlitz ruhen. Ein unruhiger Geist, der bald hier bald dort nach Befriedigung seiner nie ruhenden Fragen und Zweifelsuchte, hatte er auch nicht versäumt, wo sich die Gelegenheit dazu bot, die ersten Kanzelredner der Gegenwart zu hören. Er war mithin verwöhnt. Noch nie aber hatte ihm eine Predigt so wohl gethan wie die einfachen Worte dieses schlichten Dorfpfarrers. Er bemerkte nicht, daß sie sehr lang zu werden drohte. Er bemerkte nicht, daß der Major sich wiederholt heftig schneuzte, daß Tesselhof leise stöhnte und die Kinder kicherten und zischelten. Als das „Amen“ erklang blieb er noch eine Weile nach-

sinnend, den Arm auf die Brüstung gelegt, sitzen — dann senkte er auf, lächelte, strich sich mit der Hand über die Stirn und wandte sich um.

Frau von Tesselhof hatte den Kopf noch nicht erhoben. Sie neigte ihn während des langen Kirchengebetes nur noch tiefer herab. Eine Thräne funkelte an den langen Wimpern und fiel dann auf die gefaltene Hände — aber ihr Gesicht war ruhig.

Als sich nach dem Gottesdienst die Gemeinde aus den offenen Kirchenthüren drängte, ward der aus der Sakristei ins Freie tretende Pfarrer durch einen vornehmen, stolzaussehenden Fremden in dunkler Velourblouse und mehr reitermäßiger als kirchenwürdiger Fußbekleidung aufgehalten und angeredet.

„Gestatten Sie, Herr Pfarrer, daß ich Ihnen danke,“ sagte derselbe, indem er den Hut zog und dem Pfarrer eine künstlerhaft weiße sehnige Hand hinstreckte. „Sie sind ein wahrer Seelsorger und haben goldene Worte gesprochen.“

Ueberrascht und erfreut blickte der würdige Herr auf und sah ein Gesicht vor sich, in welchem

blendendes Licht mit tiefen Schatten vereint schien. Er erwiderte den Händedruck mit Wärme, fand aber keine Zeit zu einer Antwort, denn Baron Tesselhofs lauter Ruf: „Thurna! Wo in aller Welt steckt er?“ rief den Fremden von seiner Seite.

Nachdenklich ging der Pastor den schmalen Fußpfad längst der Rosenhecke herab zum Pfarrhaus, bei sich überlegend, was an seinen einfachen Worten wohl den fremden Gast könne gefesselt haben.

Die Kirche hatte heute länger gedauert als gewöhnlich und Josefine, die älteste Tochter im Pfarrhaus, breitete bereits das weiße Tischtuch über den Tisch unter dem alten Wallnußbaum. Er streckte seine laubreichen Aeste schirmend über des Hauses Dach und die Hausthür, welche eine Eiszblattlaube umrahmte. Viele brave, längst aus der Mode gekommene Blumen schmückten mit herzerquickender Frische die schmalen, buchsbaumeingefassten Beete unter den Fenstern. Päonien, Narzissen, Aurikeln und die bewimpelten Zweige der rosenrothen, fliegenden Herzen nahmen schon Abschied, um den weißen Lilien, den duftenden bunten Erbsen und der Reseda

Platz zu machen. Auf den Fensterläden saßen die Schwalben in friedlicher Eintracht und durch die Nester des Wallnußbaumes schwirrte ein neugieriges Vogelvolk, dem das weißglänzende Tischtuch unten ein willkommener Vorbote kommender Festfreunden war, denn Pastor Hochberg hatte zwei „Passionen“ und das waren Blumen und Vögel. Sei es nun, daß ihn eine geheimnißvolle Sympathie mit Letzteren verband, oder lagen dem Phänomen materiellere Ursachen zum Grunde — das Pfarrhaus war stets von einem jubilirenden, brütenden, bettelnden und zwitternden Sängerkhor belagert.

Die Pastorin und die jüngere Tochter Hermine waren bereits aus der Kirche heimgekehrt und während die Mutter nach der Küche ging, trat Herminchen in die offene Hausthür und blickte dem Vater erwartungsvoll entgegen.

„O, Vater — wer war es? —“ frug das Mädchen neugierig.

Der Pastor lächelte und drohte mit dem Finger.

„Was Ihr Mädchen aber auch Alles bemerkt! Du meinst natürlich den fremden Herrn —“

„Natürlich — natürlich! — Was wollte er?“

„Nichts. Er dankte mir.“

„Vater, ist es der Graf Thurna, von dem Rätchen so begeistert war? Weißt Du, er hat bei der Ueberflchwemmung so vielen das Leben gerettet.“

„Ah — das that er? — Wichtig, jetzt fällt mir's ein. Er ist es sicherlich . . . nun weiß ich auch alles Uebrige. Ein seltsamer Mann,“ der Pfarrer seufzte, „ich kann seinen Blick nicht vergessen.“

Bald darauf war die kleine Familie um den einladenden Mittagstisch versammelt und die Pastorin theilte die Suppe aus, als leichte Schritte erklangen und gleich darauf Rätchen Kendars rosiges Gesichtchen um den dicken Baumstamm lugte.

„Oh Rätchen, Rätchen — iß einen Teller Suppe mit uns!“ rief Hermine.

„Ich habe Wichtigeres zu thun! Mama schickt mich um Euch Alle zum heutigen Abend einzuladen. Werdet Ihr kommen? — Dieser interessante, neu-entdeckte Graf Thurna wird kommen und seine Violine mitbringen. Mama ist glücklich.“

„Ei, solch einen Kunstgenuß lassen wir uns sicherlich nicht zweimal anbieten!“ rief der Pastor bereitwillig.

„Gut, gut, dann habe ich hier Nichts mehr zu suchen. Ich gehe also . . . Hermine, hast Du den schwarzen Grafen gesehen? Sieht er nicht unbeschreiblich interessant aus? . . . Nun aber Adieu, ich gehe jetzt!“

Und sie sprang lachend davon.

Zum ersten Mal erschien den beiden Pfarrers-töchtern ein Sonntagnachmittag zu lang. Auch Josefine, die sonst so verständig und gesetzt war, ertappte sich darauf, daß sie oft nach der Uhr sah, und Hermine saß schon lange wartend unter dem Nußbaum, als endlich die Eltern, zum Gehen gerüstet, aus der Hausthüre traten.

Es war ein sehr anmuthiger Weg, der durch die Wiesen, längs dem klaren Bache hin, zum Herrenhause führte. Der Pfarrer liebte solche Nachmittagsspaziergänge außerordentlich und ging langsam, die feierliche Stille in der Natur genießend.

Kein Blättchen regte sich, auch die Vögel waren verstummt.

„Ich fürchte, wir bekommen heut Nacht ein Gewitter,“ meinte Josefine kopfschüttelnd.

„Ja, ja, das kann schon sein,“ versetzte ihr Vater, „brecht also nicht zu spät auf. Was mich betrifft, so werde ich wohl nur eine Stunde lang bleiben können, da ich noch zwei Kranken versprach, sie zu besuchen. Der Eine, der kranke Schindelmann, stirbt wohl noch in dieser Nacht . . . aber sieh da, wen haben wir denn hier? Freund Edgar?“

„Edgar, einsam am Bachufer hinirrend wie ein Poet!“ rief die muntere Hermine lachend, „was soll das bedeuten?“

„Garnichts,“ versetzte der Jüngling in trotzigem Ton, indem er eine lange Weidenruthe, mit welcher er das Wasser geschlagen hatte, fortwarf, „aber wo soll ich bleiben? In Fürstenrode ist Niemand, Sie gehen zu Kendars, also ist auch im Pfarrhause Niemand.“

Nun, und bei Kendars? — Kommen Sie mit, Edgar.“

„Nein, nein, was soll ich da? Dort bin ich vollends überflüssig . . . wenn Musik ist, sieht mich kein Mensch an!“

„Mein Himmel, lieber Edgar, das klingt Alles tragisch!“ rief der Pfarrer gutgelaunt und klopfte den Murrenden auf die Schulter. „Haben Sie sich wieder mal mit Fräulein Käthchen gezanzt?“

„Ach, mit der zanke ich schon lange nicht mehr. Die ist wirklich zu kindisch aus der Stadt zurückgekehrt. Dort haben ihr Alle den Kopf verdreht. Sie bildet sich ein, daß sie eine große Dame ist. Meinetwegen. Mir imponirt sie nicht damit — aber was ich garnicht leiden kann, ist, wenn die Mama Besuch hat. Wozu komme ich überhaupt zum Sonntag aufs Land, wenn sich Niemand um mich kümmert?“

Die Uebrigen hatten Mühe nicht zu lachen. Er sah dies und wandte sich beleidigt fort. Schweigend ging der Pfarrer weiter.

Als sie in den Salon des Herrenhauses traten, fanden sie hier nicht nur Tesselhofs, sondern auch einige andere Familien aus der Nachbarschaft, welche

Frau von Keudar in gewohnter Eile und Kopflosigkeit zusammen geladen hatte. Da war Frau von Ardensleben mit ihren vier „sehr musikalischen“ Töchtern und die Frau von Reitersberg, eine hübsche, junge Wittwe, und ein musikverständiges Ehepaar aus der Residenz.

Tesselhof stand gähmend am Fenster und nahm die erste Gelegenheit wahr, um sich mit dem Hausherrn und dem musikverständigen Assessor zu einer Partie Whist im Nebenzimmer hinzusetzen. Graf Thurna saß neben Evelyn Tesselhof auf einem kleinen Seitensopha und sah gelangweilt aus.

„Es thut mir so leid . . .“ begann Evelyn schüchtern, „ich weiß wie unangenehm Ihnen dies ist.“

„Verzeihen Sie. Sehe ich so sehr ungezogen aus? Es wird fünf Minuten dauern und dann habe ich sie Alle vergessen! Sie wissen es, ich bin kein Paradespieler . . . aber sie wünschten die Stimme meiner Braut wiederzuhören, und dies ist die einzige Gelegenheit, wie mir scheint, dies zu ermöglichen. Nun, bitte sagen Sie mir, welchen Meister wollen Sie hören?“

„Graf Lorenz will ich hören!“ versetzte sie heiter.

„Graf Lorenz?“ wiederholte er, vor sich hin lächelnd, „vermeiden Sie lieber, seine nähere Bekanntschaft zu machen. Er ist ein kurioser Bursche, wenn er sich zeigt, wie er unter seiner Salonpolitur aussieht.“

„Ich denke, ich werde einen alten Bekannten wiederfinden,“ versetzte sie freundlich.

Thurna sprang auf. „Gut, dann aber auch gleich,“ sagte er.

Frau von Kendar kam eilig herbei.

„Sie wollen also wirklich? hören Sie, Sie sind ein charmanter Mensch. Ich bitte Sie, lieber guter Graf, wo wollen Sie sich hinstellen? hier ans Klavier? Oder hierher? . . . soll ich Sie begleiten? Wo sind Ihre Noten?“

Er dankte ablehnend und die gute kleine Dame zog sich zurück, drückte im Vorbeigehen krampfhaft die Hand Evelyns und bat um Ruhe.

Das war nicht nöthig. Der Violinspieler stand bereits am Fenster und die ersten, weichen, langgezogenen Töne zitterten durchs Zimmer. Dieselbe

Hand, welche, wie Evelyn mußte, einen Schädel spalten konnte, führte den Bogen mit solcher Zartheit, daß eine Elfenmusik durchs Zimmer schwebte. Die Melodien wagten sich nur zaghaft hervor, bis der Spieler sich und seine Umgebung vergessen hatte und überging zu den Werken alter italienischer Meister, dieser wunderbaren Vereinigung von strenger Schule und bestrickendem Wohlklang. Sanft und grandios, zärtlich und gebieterisch, stiegen die Tonwellen auf und nieder, bis sie plötzlich abbrachen und in Phantasien übergingen . . . Und jetzt spielte er, wie der Ziegenner spielt, feck und sprudelnd, süß und werbend in bizarrem Durcheinander. Man glaubte das Lachen heller Silberstimmen zu hören und das Klirren der Champagnergläser, das Zischen des überschäumenden Perlenweines und das Klappen der Kastagnetten — dann aber auch wieder den Ruf der Wachen durch die stille Nacht, tumultuarisches Geschrei, Trommelwirbel, Säbelrasseln und das Pfeifen der Kugeln . . . und der Hufschlag der fliehenden Pferde verklang in weiter Ferne, und siehe da, die wilde Jagd zerrann wie ein nächtlicher

Spuk und löste sich auf in friedliche Harmonien. Die Melodie eines Schifferliedes, begleitet vom taktmäßigen Ruderschlag und dem plätschernden Anprall der Wellen an den Rahmesrand, führte die Seele der Zuhörer mit sanfter und doch gewaltiger Kraft mit sich fort in ein Märchenland voll ewiger Jugend und ewiger Liebe.

Schmeichelnd und zart wie Silberfäden zogen die Töne von dem unscheinbaren Instrument aus zum Herzen, und verwebten sich zu dem Netz, in welchem ihr Meister, oft ohne es zu ahnen, schon so viele Frauenseelen gefangen . . . er zerriß dies Netz jetzt mit einem scharfen, disharmonischen Bogenstrich und legte die Violine hin. Evelyn hatte das Zimmer verlassen.

„O, mein Himmel!“ seufzte Frau von Kendar, ihr nasses Taschentuch konvulsivisch an die Augen pressend, „sind Sie nicht ein fürchterlicher Mensch? und doch . . .“ sie sprang auf und lachte unter Thränen, und streckte ihm beide Hände hin, „ich danke Ihnen! Da hat man doch wieder mal gelebt und geathmet. Herrlich, herrlich!“

Sogar Herr von Kendar hatte im Nebenzimmer den Whisttisch verlassen und stand in der Thüre.

„So was habe ich doch noch in meinem Leben nicht gehört!“ sagte er, ergriffener als er zeigen wollte, „he, Tesselhoff, he, Barwitz! Was meint Ihr?“

„Wir meinen, daß Du am Ausspielen bist, Nachbar und daß Du die Partie verlierst!“ rief Tesselhofs tiefe Stimme mit gutmüthigem Lachen aus dem Zimmer.

„Barbar! Vandale!“ rief Frau von Kendar, „wollen Sie gleich erscheinen, und kniefällig Abbitte thun?“

Tesselhof erschien wirklich in der Thüre und kraute sich den rothen Vollbart.

„Ich gönne's der Dine,“ sagte er, „und damit ist Alles gesagt. Aber wo ist sie denn?“

Man sah sich um.

„Sie ist fortgegangen,“ flüsterte Käthchen der Mutter zu, „sie bat mich, nicht mitzukommen. Ich wundere mich nicht, daß es sie angriff.“

„Armes Herz, nein, wahrhaftig nicht! Laß sie! solche Rührungen muß man in der Einsamkeit

durchmachen. Herrlich, zaubervoll! Baron Tesselhof, gehen Sie nur an ihren Kartentisch, Ihre Frau holt sich sicherlich ein Taschentuch in Käthchens Zimmer . . . ja, lachen Sie nur . . ." und Frau von Kendar breitete feierlich ihr eigenes, thränenfeuchtes Taschentuch über das rothsammtne Sopha-  
kissen, „sehen Sie, liebster Graf, was Sie ange-  
richtet haben?“

---

## Erstes Kapitel.

---

Die drei whistspielenden Herren waren nicht wieder ins Kartenzimmer gegangen, sondern hatten sich im Salon etablirt und ein weitläufiges Gespräch über den Impfwang und seine Berechtigung hatte die musikalische Ekstase der liebenswürdigen Hausfrau schnell in eine kampfbereite Vertheidigung persönlicher Freiheit umgewandelt. Mit derselben Lebendigkeit, mit welcher sie soeben dem Violinspieler die Hände gedrückt, klopfte sie jetzt Tesselhof auf die Schulter und erklärte, als seiner Weisheit zum Trotz, eine solche staatliche Maßregel für Barbarei.

„Hören Sie, erbarmen Sie sich, Graf Thurnua! Kommen Sie mir zu Hülfe . . . ich, eine schwache Frau, stehe hier den drei Herren allein im Kampfe

gegenüber! Ach! und da erhebt sich auch noch unser verehrtester Herr Pastor wider mich!“

„Befürchten Sie nichts Derartiges, gnädige Frau. Der verehrte Herr Pastor erhebt sich, um noch einige Krankenbesuche zu machen,“ sagte dieser, „und muß sich deshalb alle noch etwa folgenden Kunstgenüsse versagen!“

Er verabschiedete sich, Frau von Kendar machte einige scherzhafte Versuche, ihn zurückzuhalten, aber sie hatten keinen Erfolg. Der gute Mann nahm draußen seinen Hut und ging dann langsam, in Nachdenken verloren, den Wiesenweg herab. Es war noch stiller und schwüler geworden und am westlichen Himmel streckte eine blaugraue Wolkenwand dunkle Fangarme nach der sinkenden Sonne aus, als wolle ein Riesenpolyp einen leuchtenden Seestern umstricken. Pastor Hochberg beschleunigte seine Schritte — es konnte binnen Kurzem ein Wetter kommen, und es war gerathen sich vorzusehen. Deshalb wandte er sich dem Pfarrhause zu, um sich von der alten Dore den mächtigen Familienregenschirm geben zu lassen. Als er an der Kirch-

hofsthüre vorüberkam, bemerkte er, daß sie offen stand und trat ein — ein seltsames Vorgefühl, daß er Evelyn Tesselhof hier finden müsse, trieb ihn zu dem kleinen Grabe, welches vier hohe Cypressenbäume einfaßten. Er hatte sich nicht getäuscht. Auf der niedrigen Moosbank saß sie, die Hände um die Knie gelegt, und blickte mit starren Augen auf das kleine, weiße Marmorkreuz, daran der Name „Henri“ in goldnen Lettern schimmerte. Es war wahrlich nicht das erste Mal, daß Pfarrer Hochberg die junge Frau hier gefunden hatte. Auf einem über den Buchberg führenden Fußpfad pflegte sie an schönen Sommerabenden herzukommen und hier zu sitzen bis die Sonne unterging. Er wußte als treuer Seelsorger und Freund, daß sie in den Schmerz um den Verlust ihres Lieblings Manches mit hineinnahm, was eigentlich nicht dazu gehörte — die kleinen und großen Leiden ihres täglichen Lebens und alle Zweifel und Enttäuschungen ihres liebebedürftigen Herzens. Er verstand es auch, ohne an den Kern ihres Kummers zu rühren, tröstend und ermuthigend zu ihr zu sprechen.

Heute aber wollte es ihm doch seltsam erscheinen, daß er sie, die er eben noch im Kendarischen Wohnzimmer gesehen hatte, hier wiederfand — und er ging schnell auf sie zu.

„Sie sind hierher gegangen?“ frug er zögernd, „man wird Sie vermissen und suchen.“

„Vielleicht!“ versetzte sie apathisch, „aber nein, nein, ich kehre wieder zurück . . . ich konnte nur nicht dableiben. Die Erinnerung an die Zeiten, als ich, den Kopf an meines Vaters Schulter gelehnt, dem Klang dieser Violine lauschte, kam mit so überwältigender Macht über mich — und, o, Sie wissen, was Das für mich ist!“

„Meine arme, junge Freundin! Ich dachte mir's wohl, als ich Sie zitternd aufstehen sah.“

„Und ich kam hierher,“ fuhr sie fort, „denn hier — o, aber bitte gehen Sie nicht fort! Es ist so lange her, daß Sie mir ein wenig Muth zugesprochen haben und mir den rechten Weg gezeigt. Ich nenne Sie gern ‚mein Gewissen‘.“

„Ja, das weiß ich — wir sollen aber unser Gewissen in uns selbst haben.“

„Ihr alter Vorwurf! — Aber Sie müssen mit mir Geduld haben . . . ich gehöre nicht zu den starken Frauen. Eine sichtbare Autorität, der ich mich unterwerfen kann, ist mir nothwendig.“

„Aber Ihre Autoritäten wechseln. Ist das ein sicherer Boden?“

„Sie wechseln!“ wiederholte sie nachdenklich.  
 „Ja, vielleicht haben Sie Recht. Ich bin zu nachgiebig, zu unselbstständig. Ich sollte . . . aber ach! — Ich und immer ich! Das ist es. Hätte ich meinen Knaben noch, o, wie wäre Alles anders. Ich würde nicht so viel über mich selbst nachdenken, Tesselhof wäre stolz auf mich und seinen Sohn und mit einem Wort, es wäre ein so festes Band! O, der Kleine wäre jetzt schon fünf Jahr alt . . . fünf Jahr! Wenn ich mir das vergegenwärtige —“  
 sie schlang plötzlich die Arme um das Marmorkreuz und weinte bitterlich, leidenschaftlich — „er könnte schon mit mir hierherkommen! — Hierher? — Was sage ich! Dann kämen wir ja nicht hieher! Ich würde mit ihm spazieren gehen, er würde bei mir

sein, wenn ich allein bleibe, lachen, plaudern und fragen . . . es wäre ein anderes Leben!“

Trotz der ihr zum Vorwurf gemachten Schwäche war es selten, daß sie ihre Selbstbeherrschung so sehr verlor wie eben. Der Pfarrer fühlte tiefes Mitleid.

„Weinen Sie nicht,“ sagte er, während ihm selbst die Thränen in die Augen traten. — „Ihr Sohn lebt, und es kommt ein Tag, an dem Sie ihn wiedersehen werden.“ —

„Aber das Leben,“ murmelte sie, ohne aufzublicken — „es scheint so lang und so trostlos bis dahin. Ich zweifle manchmal daran, daß ich die Kraft haben werde, es durchzuleben.“

„Das Leben erscheint uns lang, so lange wir jung sind,“ erwiderte er, „wird man älter, so merkt man, daß es ein schnelles, flüchtiges Ding ist — immer eilender, je weiter es vorschreitet. Oder erscheint uns dies nur so, weil wir Geduld lernen?“

„Ich bin nicht ungeduldig, nur müde . . . und dann kommen mir rebellische Gedanken: ich möchte glücklich sein! O, nur einmal wieder so glücklich, wie ich es bei meinem Vater war! Ist das Unrecht?“

Sie hatte ihre Hand auf seinen Arm gelegt und blickte ihn stehend an, wie ein vertrauendes Kind.

Der Pfarrer erwiderte diesen Blick mit einem bekümmerten Seufzer.

„Ach, weshalb Unrecht? Aber es ist unerfüllbar, denn die Zeit kann nie wiederkehren. Doch, meine liebe, junge Freundin, Sie werden diesen Wunsch weniger schmerzlich empfinden, wenn — wenn — nun, ich darf ja offen zu meinem Beichtkinde reden! Wenn also die Verhältnisse Ihres jetzigen Lebens anders wären, wenn keine äußeren Hindernisse zwischen Ihnen und der Zufriedenheit ständen, so würde ihr Herz glücklich sein. Aber eben deshalb,“ fuhr er tiefaufathmend fort, „weil es nur äußere Umstände sind, die Ihr Leben stören, so lasse ich nicht nach zu hoffen und zu beten, daß Alles noch gut werden möge. Es steht Ihnen ein Gatte zur Seite, der es rechtschaffen meint, dessen gottesfürchtiger Sinn in der ganzen Gemeinde gerühmt wird.“

„Mein zweckloses, müßiges Leben hat mir die

Kraft genommen, erfolgreich gegen Alles, was mir im Wege steht, anzukämpfen," versetzte sie mit zitternder Stimme, „Ihnen, mein treuer Seelsorger sage ich, was ich sonst keinem Menschen sagen darf: ich bin von Feinden umgeben.“

„Sagen Sie dies nicht mir, sondern Baron Tesselhof," versetzte der Pfarrer freundlich.

Sie machte eine hoffnungslose Handbewegung. „Ach, wie oft that ich dies! Es macht die Sache nur schlimmer. Jene reißen die Kluft zwischen uns nur weiter. O, wenn ich nur einmal, nur einmal mit ihm ganz allein sein dürfte, ein Jahr, ein halbes Jahr lang! Vielleicht wenn kein zerstörender Einfluß zwischen uns träte, würde es mir gelingen, ihn davon zu überzeugen, daß ich unter dem Müßiggang und der Scheinrolle leide, zu der ich verdammt bin. Aber auf wie lange würde ich gewonnenen Grund behaupten können? und was soll ich thun, um die Herzen der Kinder wiederzugewinnen? Ich bin oft so muthlos und verzagt . . . nervenkrank, sagen die Leute. Es muß wohl sein, denn ich kann

keine Musik mehr hören . . ." sie schauderte und erhob sich plötzlich.

„Ich nehme Ihre Zeit weg, die den Kranken gehört,“ sagte sie in verändertem Ton, „verzeihen Sie! Vielleicht, wenn die Villa Rheineck, die ich jetzt renoviren lasse, fertig ist, kann ich Tesselhof überreden, mit mir und den Kindern einige Wochen dort zuzubringen . . . wir wollen das Beste hoffen!“

Hierzu war der Pfarrer immer geneigt. Sie trennten sich mit herzlichem Händedruck, und er ging eilend ins Dorf hinab.

Evelyn blieb zögernd in der Kirchhofspforte stehen und sah nach dem Himmel. Aber er hatte sein schreckhaftes Aussehen verloren. Die Sonne war in dem grotesken Wolkengebilden verschwunden und dieselben leuchteten jetzt, gold und purpurumfäumt, in überirdischem Glanz, anzuschauen wie eine hochgebaute Stadt, deren Zinnen und Mauern von Perlenchnüren und Edelsteinen überschüttet waren. Rosige Lichter liefen über den ganzen Himmel hin und hier und da hatte das Blau eine lichtgrüne Färbung angenommen. Die Erde aber, die Wald-

berge und die Thäler lagen schweigend, in vielfarbigen Glanz gebadet da.

Sie konnte sich nicht losreißen . . . und sie ahnte selbst wenig, welch eine Staffage in diesem großartigen Landschaftsgemälde ihre helle, an der Kirchhofspforte lehrende Gestalt abgab. Es war Alles so still, daß sie meinte, den Herzschlag des Schwalbenpärchens zu hören, welches ängstlich aneinandergeschmiegt auf dem eisernen Thorbogen saß. Dann hörte sie den Pfarrer wieder zurückkommen, aber sie blickte sich nicht um bis er ueben ihr stand und — aber das war nicht der Pfarrer!

„Bitte, erschrecken Sie nicht!“

„Das Blut wich aus ihren Wangen, aber sie versetzte ruhig: „Werde ich vermißt?“

„Ja. Barou Tesselhof ist bereits nach Fürstentrode gefahren, weil es hieß, Sie wären zu Fuß nach Hause gegangen. Mir erschien dies unwahrscheinlich und ich kam hierher. Der Himmel sieht superb aus, aber hinter diesen goldnen Felsen lauert Gefahr. Wollen Sie nicht ins Pfarrhaus gehen?“

„Nein, nein, ich gehe den Fußweg durch den Wald nach Hause.“

„Darf ich Sie begleiten?“

„Es sei denn, daß Sie zu Kendars zurückzukehren wünschen?“

„Wünschen? Nein. Aber ein Wink und ich gehe.“

Sie blickte wieder zum Himmel empor, seine feurigen Tinten verblichen.

„Wir wollen gehen,“ sagte sie rasch, „da ist keine Zeit zu verlieren.“

„Und ich denke, Prinz Heinrich hätte sich gewundert, ließe Lorenz Thurna seine Tochter allein durch einen finsternen Wald gehen mit einem Gewitter über ihrem Haupte?“

Schweigend traten sie den Weg an. Gleich hinter dem Kirchhofe stieg der bewaldete Bergrücken hinan und zwischen den mächtigen grauweißen Buchenstämmen hindurch schlängelte sich der kleine Pfad. Graf Lorenz folgte der Vorausgehenden, und man hörte wohl zehn Minuten lang Nichts, als seinen festen, elastischen Schritt, der manchmal stockte, wenn der Kleidersaum der Dame an Brombeerstauden

hängen blieb. Dann meist ehe sie dies erfuhr, bückte er sich und befreite das zarte Spitzengewebe dieser nicht für eine Waldpromenade geschaffenen Abendtoilette.

So waren sie an eine Stelle gekommen, wo der Weg wieder thalabwärts führte. Er wurde hier breiter und Thurna trat an die Seite der jungen Frau.

„Meine Bioline hat Sie verschreckt,“ sagte er ruhig, „ich bitte Sie um Verzeihung, aber Sie selbst wollten ja Graf Lorenz in seiner wahren Gestalt sehen. Er hat sich wenig gebessert,“ fügte er mit einem unwillkürlichen leichten Lachen hinzu, „immer noch derselbe unnütze Sterbliche, der keines Menschen Autorität anerkennt! Haben Sie ein pharisäisches Bedauern gefühlt, Baronin Tesselhof? Sie sind längst weise geworden und haben erkannt, daß wir nicht planlos im Weltall umherirren sollen, sondern daß wir ein Haus, einen Gatten, eine Arbeit und eine Erholung haben müssen. Nun sagen Sie mir . . . soll ich das nachmachen? Gewährt es absolute Befriedigung?“

„Bestimmend in Ihr Leben einzugreifen, ist wohl schwerlich meine Pflicht!“ versetzte sie fast kalt, so kalt, wie Evelyn nur sprechen konnte. Er biß sich in die Lippen.

„Und auch die zweite Frage können Sie mir nicht beantworten? Gewährt es absolute Befriedigung?“

Wem wäre diese beschieden!“

„Nun, der vielbeneideten Baronin Tesselhof zum Beispiel.“

Zu diesem Augenblick krachte ein Donnerschlag. Sie blieb stehen und blickte sich erschrocken um. Ein leichter Wind hatte sich erhoben und wirbelte in den Kronen der Bäume. Der Himmel hatte sich sehr verdunkelt. Die Sonne war gänzlich von den drohenden Unholden besiegt worden. Ohne etwas mehr zu sagen, beschleunigte Evelyn ihre Schritte, sie flog fast den Berg herab, aber ein zweiter Blitz, das prasselnde Rollen des Donners und ein Heulen und Pfeifen über sich in den Lüften, veranlaßte sie stehen zu bleiben und sich umzusehen, ob ihr Begleiter folge. Dieser Zweifel war überflüssig.

„Dort steht ein Haus,“ sagte er, „wir müssen eintreten, oder Sie sind binnen fünf Minuten durchnäßt, oder — was ist dies?“

Das seltsame Rauschen und Krachen nahm zu, im nächsten Augenblick verfinsterte sich die Luft zu nächtlicher Dunkelheit, und das entfesselte Heer des höllischen Jagdzuges schien durch die Luft zu brausen, klirrend und rasselnd kam es durch die Baumäfte herabgestürzt, wie die Flintensalven des Eiskönigs, und Evelyn wäre unter der verderbenbringenden Wucht des Hagelwetzters zusammengebrochen, wenn nicht Graf Lorenz ehe ein Eiskorn sie traf, seinen Rock ihr über Kopf und Schultern geworfen hatte. Dann fühlte sie sich emporgehoben und fortgetragen durch das hereinbrechende Unwetter. Sie sah Nichts, sie hörte Nichts als das Brausen des Sturmes, und für einen Augenblick glaubte sie wieder das Kind zu sein, welches Graf Lorenz, wie oft! durch drohende Gefahren getragen!

Dann fühlte sie sich herabgelassen und die schützende Hülle ward abgenommen. Sie standen im steingepflasterten, niedrigen Vorraum der kleinen

Hütte und der Orkan warf krachend die Thüre ins Schloß, so daß absolute Finsterniß herrschte.

„Fürchten Sie Nichts,“ sagte ihr Begleiter, „hier ist die Thür zur Stube . . . aber der Schlüssel ist umgedreht.“

Sie hörte denselben kreischen, dann ward die Thüre geöffnet und verwirrt und betäubt trat sie in ein sehr kleines, dumpfes Stübchen. Eine Uhr tickte mit langem Pendel in der Ecke, ein Vogel hüpfte unablässig im engen Käfig hin und her. Sonst befand sich kein lebendes Wesen im kleinen Raum. Nahe am Fenster stand ein großer, gepolsterter Lehnstuhl und sie ging mechanisch darauf zu und setzte sich, denn sie fühlte ihre Knie zittern.

Graf Lorenz warf sich seinen durchnäßten Rock um die Schultern, zog sein Taschentuch und trocknete sich das Blut aus den Haaren und von der Stirn. Dabei begegnete er dem bestürzten Blick dieser großen Augen, lächelte, zog sich eine Holzbank herbei und setzte sich ihr zu Füßen.

„Zauberhaft!“ sagte er dabei, „die verwirrte Waldfee und ihr zerraufter Nabe in der Hütte des

armen Holzhackers . . . poetischer Stoff zu einem deutschen Märchen. Ich bin kein Freund derselben . . . die Wichtelmännchen spielen darin eine zu große, die Ritterlichkeit eine zu kleine Rolle . . . aber eben möchte ich an die Poesie derselben glauben! Wer uns vor zehn Jahren, als wir in den Pyramiden Versteck spielten, gesagt hätte, daß wir einst Beide gefangen im Pfefferkuchenhäuschen der alten Hexe sitzen würden, während sie sich, auf ihrem Besen, oben in den Lüften dem Gefolge des wilden Jägers angeschlossen hat! Denn wo in aller Welt könnte sie sonst sein.“

Evelyn zog ihr Taschentuch hervor und reichte es ihm.

„Ueber Ihre Stirne fließt Blut,“ sagte sie unruhig, „sind Sie ernstlich beschädigt?“

Er zog die Hand an seine Lippen und dabei tropfte das Blut auf dieselbe. Evelyn zog sie schauernd zurück.

„Mir scheint,“ sagte er amüßirt, „daß es meine Aufgabe ist, Ihr Leben allen Gefahren abzukämpfen. Sogar im Kampfe mit dem Himmel darf ich einige

Tropfen meines Herzblutes siegreich versprizen, wie unter den Säbelhieben der Beduinen.“

Sie antwortete nicht und blickte aus dem kleinen Fenster, gegen welches die zerfetzten Blätter eines Hollunderstrauches gepeischt wurden. Aus irgend einem unerklärlichen Grunde fühlte sie sich den Thränen sehr nahe, und Graf Lorenz mußte eine solche Katastrophe und ihre Folgen fürchten, denn er stand plötzlich auf, öffnete das Fenster und blickte hinaus, als hoffe er auf Hülfe von außen.

„Das Unwetter läßt nach,“ sagte er dann mit tiefem Athemzuge . . . „mein Himmel, gnädige Frau, macht dieser miserable Hänfling Sie nicht nervös? Ich kann dergleichen nicht mit ansehen!“ und er öffnete die Thüre des Bauers und ließ den laut aufzwitzhernden Vogel aus dem Fenster fliegen, welches er dann wieder zuzog.

„Was thun Sie?“ rief Evelyn auffahrend.

„Eine Unart von mir. Ich kann keinen gefangenen Vogel sehen. Schon als Knabe öffnete ich jeden Käfig und befreite die eingekerkerten Sängler.“

„Das war wahrlich sehr unrecht gehandelt gegen die Besitzer!“

„Bah! Mit denen raufte ich mich und die Sache war abgethan.“

„Und dachten Sie nie an das Schicksal der Vögel, welche, der Freiheit entwöhnt, draußen elendiglich umkommen konnten?“

„Nun wohl, die Freiheit hat ihre Gefahren, aber wir schätzen sie nur um so höher.“

Er öffnete sein Portemonnaie, nahm ein Goldstück heraus, ließ es in den leeren Käfig gleiten und stellte diesen wieder an seinen Ort. Evelyn hatte schweigend zugeesehen.

„Können wir nun wieder gehen?“ fragte sie schüchtern.

„Jetzt, während der Regen an die Scheiben trommelt? . . . aber wie Sie befehlen.“

„Das Schlimmste ist vorüber und der Regen kann noch lange anhalten.“

„Hier liegt das Tuch der Hexe und hier stehen ihre Holzpantöffelchen . . . fürchten Sie, dämonischen Gewalten überantwortet zu werden, wenn Sie sich

der Sachen bedienen, während die Besitzerin, *train de chasse*, durch die Wolken reitet?“

„Nein, nein, geben Sie her!“ sagte Evelyn lächelnd, „in einer Viertelstunde sind wir zu Hause.“

Sie verließen das kleine Haus und gingen, gegen den Wind kämpfend, weiter. Unter ihren Füßen knirschten die Hagelkörner, über ihnen jagten graue, tiefherabhängende Wolkenschichten hin. Im Park lagen abgerissene Nester unter allen Bäumen und die prächtigen Gruppen riesenhafter Blattpflanzen waren zum Theil zerstört.

Niemand war in der Vorhalle und Evelyn schleppte sich durchnäßt und erschöpft in ihr Zimmer und klingelte nach Susi.

Bald nach dieser kam Tesselhof, augenscheinlich nicht in rosigter Laune, mit viel Gepolter ins Zimmer.

„Nun, sage mir um Himmelswillen, Lina, was ist Dir eingefallen, uns Alle in die Angst zu jagen, und wo kommst Du her?“

„Von Henri's Grabe.“

„Und was hattest Du dort zu suchen, während

wir bei Kendars waren? Solche Dummheiten muß ich mir verbitten. Das kommt Alles von dieser verwünschten Musik. Die macht Euch Weibsteuere so konfus, daß Ihr zuletzt nicht mehr wißt, was Ihr für Thorheiten aufstellen sollt! Jetzt bist Du naß wie ein Pudel, ich habe die Angst gehabt und den unglücklichen Thurna hat Deinetwegen der Hagel halbtodt geschlagen, weil er der gnädigen Frau seinen Rock borgen muß! Dem wird wohl die Luft zum Heirathen vergangen sein.“

Evelyn antwortete Nichts. Ein Schmerz im Fuß, der sich seit ihrer eiligen Flucht vor dem Gewitter eingestellt hatte, erreichte, als Susi ihr die Schuhe auszog, eine solche Höhe, daß sie blaß und halb ohnmächtig im Sopha zurück sank und die Augen schloß.

„Der Fuß ist so geschwollen, ich bekomme den Schuh nicht herunter, gnädiger Herr,“ sagte Susi kläglich. Tesselhof fühlte bereits Reue über seine barschen Worte und kam herzu. Sein Wille zu helfen war gut, aber die Ausführung ließ zu

wünschen übrig. Mit einem leisen Schrei fuhr Evelyn in die Höhe.

„Na, das ist eine schöne Geschichte! Lauf mal herunter, Susi, und sage dem Herrn Major, es solle nach dem Doktor geschickt werden.“

Susi flog davon und Tesselhof, den seiner Bekleidung beraubten Fuß in ein warmes Tuch packend, blieb neben seiner Frau sitzen.

„Ich will weiter Nichts sagen. Du hast Deine Strafe gehabt. Wird Dir jetzt besser?“

„Danke. Ja.“

Sie nahm seine Hand und hielt dieselbe fest und dann schlang sie plötzlich die Arme um seinen Hals und weinte bitterlich.

„Da haben wir's!“ sagte Herr Theodor ergeben, „was Du für ein albernes Kind bist, Lina! Na, sei nur still. Ich bin ja schon lange nicht mehr böse, aber verdenken kannst Du es mir doch nicht, wenn ich ein bißchen zanke.“

„Theodor —“

Nun? Nur weiter. Aber wenn Du so in

meinen Bart hereinmurmelt, verstehe ich kein Wort. Also setze Dich wieder vernünftig hin. Nun?"

„Ich möchte Dich um etwas bitten.“

„Schön, schön, nur weiter. Ich habe eigentlich gar keine Zeit.“

„So viel Zeit hast Du doch. Es handelt sich um einen großen Wunsch von mir . . . laß uns im Laufe dieses Sommers einige Wochen . . . nein, ich will es uur gleich sagen, laß uns den ganzen Herbst von August bis November in Rheineck verbringen!“

„Was ist das für eine Idee, Lina!“ rief er erstaunt, „und wenn es Dein Wunsch ist, weshalb kannst Du es mir nicht ganz ruhig sagen?“

„Weil ich fürchte, Du schlägst ihn mir ab. Weil ich es zu heiß wünsche, um nicht mit Zittern auf Deine Entscheidung zu warten.“

„Bin ich denn ein Barbar?“ brummte Tesselhof, „Du thust doch wirklich, als ob ich Dir keinen Spaß gönnte. Aber den Sinn dieser Geschichte kann ich nicht einsehen.“

Sie richtete sich ein wenig auf und erfaßte seine Hand.

„Ich will es Dir sagen, Theodor!“ begann sie mit bebender Stimme. „Ich weiß, daß ich mir hier Deine Anerkennung und Zufriedenheit nie erwerben, nie die Liebe Deiner Kinder gewinnen kann. Du wirst immer —“

„Was ist das Alles für dummes Zeug?“ unterbrach er sie verwundert.

„O, nenne es nicht so! Lege Gewicht auf meine Worte! Ich habe es Dir schon oft gesagt, und bin immer zurückgewiesen worden. Ich möchte so gern die Herrin des Hauses sein, Dir zeigen, daß ich meine Pflichten begreife und sie erfüllen kann. Hier in Fürstenrode ist mir dies unmöglich.“

„Und weshalb?“ fragte er ruhig.

„Weil mir von allen Seiten entgegengearbeitet wird.“

„Kind, das sind Firlifanzereien! Jetzt lasse auch mich einmal reden. Sieh, es ist wirklich schwer, es Euch Frauen recht zu machen! Die selige Auguste war eine tüchtige Frau, brav und verständig, aber da war im runden Jahr kein Tag, an dem sie mir nicht vorgejammert hätte, sie hätte

so viel zu thun, daß sie nie fertig würde . . . ach und nun die Noth mit den Domestiken und der Aerger über die Mamsell und der ewige Spektakel um die Wäsche! Und je mehr Dienstleute ich für sie hielt, desto mehr Reifen und Zauken gab es. Na. Gut! Jetzt kamst Du . . . und meine Schwiegermutter, immer eine gute Seele, redete mir verwünscht ins Gewissen: ‚Theodor,‘ sagte sie ‚meine Auguste war gesund und stark und konnte es vertragen, aber nun denke nicht, daß Du Deiner jetzigen Frau zumuthen darfst, was sie getragen hat. Die ist zu zart. Sie darf Nichts zu thun haben, soust begräbst Du sie in einem Jahr. Ich bin das Haushalten gewohnt, ich werde die Plage auf mich nehmen!‘ So sprach sie. Bon, sagte ich, es sei so . . . und ließ Dich leben wie eine Königin!“

Evelyn schwieg. Sie hätte zu viel zu entgegnen gehabt. Sie wußte nicht, womit beginnen.

„Nun sollte man meinen, Du seiest zufrieden. Ich bewahre! Es ist nicht Deine Art zu rumoren, aber Du heulst still vor Dich hin. Da soll doch ein Mann närrisch werden.“

„Ja, Theodor,“ sagte sie kleinlaut.

„Na, komm, mache kein so niedergeschlagenes Gesicht! Ich will mir, wenn Du so sehr dran hängst, die Sache mit Villa Rheineck überlegen . . .“

„Du wolltest wirklich? . . .“ sie blickte freudig überrascht auf, ein Lächeln, so hoffnungsvoll, so strahlend, verklärte das blasser, schmale Gesichtchen, daß Tesselhof ein Unmensch hätte sein müssen, hätte es ihn nicht gerührt.

„So ist's recht, Linchen! Kopf in die Höhe. Wir wollen sehen, ob es sich einrichten läßt und wie man es am besten angreift. Man muß seiner Frau auch mal ein Opfer bringen.“

Sie hätte ihn gerne gebeten, fürs Erste noch über die ganze Angelegenheit zu schweigen, aber in diesem Augenblick trat die Majorin eilfertig ein. Sie brachte Leinwand und Eisstückchen und war voll mütterlicher Besorglichkeit. Auch Lenore und Ilse erschienen und küßten der Mama fein artig die Hand, etwas von „sehr leid thun“ lispelnd. Draußen im Korridor faßten sie sich dann an den Händen und vollführten einen Indianertanz, „denn,“ sagte

„He, „jetzt können wir die Ponies alle Tage haben!“

Edgar versuchte in seiner Ungeduld das Zimmer zu stürmen, aber die Majorin verweigerte ihm den Eintritt, da die arme Lina „endlich“ eingeschlafen war. So blieb ihm Nichts übrig, als einige Abschiedsworte auf einen Zettel zu schreiben und diesen Susi abzugeben, ehe er mit den Ponies durch die Dunkelheit nach der Stadt zurückfuhr.

Graf Thurna erschien erst zum Abendessen, ganz umgekleidet, mit einem schwarzen Pflaster über der Stirn. Tesselhof überschüttete ihn mit theilnehmenden Fragen und patronisirenden Warnungen vor dem Heirathen. Am Tischtisch präsidirte die kleine Majorin, deren verschrumpftes Antlitz einen kummervollen Ausdruck trug.

„Die arme Lina ist immer so phantastisch!“ sagte sie seufzend, „das hat sie nun davon! Du solltest ihr wirklich einmal ein Wort sagen, Theodor!“

„Ich? — Ich habe genug Worte gesagt!“

„Ja, aber Du bist immer so gutmüthig! Armes Kind, es wäre ja zu ihrem eigenen Besten, begegnete

sie etwas mehr Strenge. Aber sie weiß schon, daß ihr Alles durchgeht.“

Solche Reden verdrossen Tesselhof fürchterlich.

„Alles durchgeht? Was verstehst Du darunter? Ich bin doch Herr in meinem Hause?“

Die Majorin reichte dem Gast eine Aspikschüssel und zuckte die Achseln, dazu lachte sie recht herzlich und sah ihren Mann an.

„Der gute Theodor — wenn er damit kommt! dann macht er ein Gesicht wie ein Brummbar, — man könnte sich vor ihm fürchten. Nicht wahr, Graf Thurna? — Und ich sage Ihnen, die Line hält ihn an einem Fädchen — an einem Fädchen, sage ich! Er ist so über alle Begriffe gut, unser lieber Tesselhof, er könnte keiner Fliege eine Bitte abschlagen, geschweige denn seiner Frau.“

Tesselhof schob ärgerlich seinen Teller zurück. Er ahnte noch lange nicht, daß die aufgeregte kleine Dame, deren Haubenbänder heute geschäftiger denn je flatterten, schon lange mit den Eisstückchen und der Leinwand rücksichtsvoll an der Schlafstubenthür gewartet hatte, ehe sie eintrat! Graf Thurna trank

schweigend, mit niedergeschlagenen Augen ein Glas Rothwein, aber er sah und hörte Alles.

„Wenn ich meiner Frau gerne mal eine Freude mache,“ begann Tesselhof gereizt, „so möchte ich wissen, was daran Schlimmes ist. In Dingen wo was drauf ankommt, entscheide ich, wie es mir beliebt.“

„Verzeih mir, lieber Tesselhof, aber das habe ich noch nicht erlebt.“

„So? — Wirklich nicht?“ . . .

„Werde nur nicht heftig, lieber Schwiegersohn.“  
Ich sage das ja nur, um zu beweisen, wie gut Du bist!“

Etwas im Ton der kleinen Dame reizte Tesselhof noch mehr.

„Und ich will Dir beweisen, daß ich kein alter Lappen bin, sondern Herr im Hause! — Da hat jetzt die Lina den unpraktischen Gedanken den Herbst in Rheineck zu verbringen . . .“

„Gütiger Himmel . . . die Jagdzeit dort auf der Villa? — Da thust Du mir leid, Theodor!“

„Leid! — Was denn? — Ich sage eben: Nein,

damit wird nichts, und nun wollen wir sehen was wird!“ —

Frau von Belfort schüttelte nur den Kopf, zuckte die Achseln und fragte den Grafen, ob der Hagel wohl die Felder zer schlagen habe?

„Nun?“ rief Tesselhof mit erhöhter Stimme, indem er ein volles Weinglas mit Rothwein in drei Zügen leerte, „Du glaubst mir wohl nicht?“

„Wie, lieber Theodor?“

„Denkst Du etwa, daß wir nach Rheineck ziehen?“

„Weshalb hierüber streiten,“ versetzte die Majorin milde, „Du wirst nur heftig! Wenn Ihr in Rheineck seid, wirst Du wohl an mich und meine Worte denken. — Das ist scherzhaft, nicht wahr, Graf Thurna? . . . ein so großer Mann, und dabei so nachgiebig wie ein kleines Kind! — Der gute Tesselhof!“

Und sie klopfte ihren Schwiegersohn auf die Schulter. Tesselhof, den die Vereinigung von Wein und Aerger stets über den Haufen warf, wurde dunkelroth. Der Vorwurf ein Pantoffelheld zu sein, war ein ungerechter und überdem das, was er am

wenigsten vertragen konnte. Gabel und Messer auf den Tisch werfend, daß es polterte, stand er auf, stieß seinen Stuhl zurück und verließ das Zimmer. Er ging direkt hinüber in das Zimmer, wo Evelyn sich befand, trat mit dröhnenden Schritten ein und sagte mit vor Erregung schallender Stimme:

„Daß Du's nur weißt, Lina, mit der Partie nach Rheineck wird nichts. Ich hab' mir's überlegt. Schlag Dir's aus dem Sinn!“

Und krachend fiel die Thüre wieder zu.

Evelyn mußte schon, was das hieß, wenn ihr ehrlicher Gatte sagte: Ich habe mir's überlegt! Das waren immer die Beschlüsse, die er aus eigener Initiative nie gefaßt hätte.

Die Hände vor das Gesicht pressend brach sie in Thränen aus. Eine hoffnungslose Verzweiflung kam über sie und mit derselben die leidenschaftliche Sehnsucht nach einer starken Hand, die dies Gitter sprengen, diese Netze zerreißen könne.

Ende des ersten Bandes.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** sind  
nachstehende Romane erschienen und durch alle Buch-  
handlungen zu beziehen:

## **A laaf Köln.**

Roman

von

**Ludovica Gesekiel.**

2 Bde. 8. geh. 9 Mark.

---

## **Prinz Wilhelm.**

Eine Erzählung aus stiller Zeit

von

**Ludovica Gesekiel.**

Gr. 8. geh. 5 Mark.

---

## **Wintersonne.**

Histor. Roman aus der Zeit des 30jährigen Krieges

von

**Karl Berkow.**

2 Bde. 8. geh. 9 Mark.

---

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** sind  
nachstehende Romane erschienen und durch alle Buch-  
handlungen zu beziehen:

## **S t e l l a .**

Roman

von

**Fanny Lewald.**

3 Bde. 8. geh. 12 Mark.

---

## **Die Trader.**

Roman

von

**B. Wölkhausen.**

3 Bde. 8. geh. 15 Mark.

---

## **Vom alten Stamm.**

Roman

von

**Wilhelm Jensen.**

3 Bde. 8. geh. 12 Mark.

---